1,60 DM / Band 184
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Schlimmer als der Satan

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Schlimmer als der Satan

John Sinclair Nr. 184

von Jason Dark

erschienen am 12.01.1982

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Schlimmer als der Satan

Name: Jason Kongre!

Beruf: Physiker und Biologe!

Aus dem staatlichen Dienst entlassen, weil seine Forschungen die Würde des Menschen verletzten!

Doch Kongre ruhte nicht.

Er machte weiter, forschte, probierte, war besessen von seiner Idee und erreichte sein teuflisches Ziel.

Jason Kongre erschuf schreckliche Mutanten und war somit ein guter Partner für Dr. Tod und dessen Mordliga, denn er hatte kein Gewissen und war schlimmer als der Satan…

Die Stimme klang erregt, in höchster Panik. Sie signalisierte Lebensgefahr.

»Sinclair, verdammt, Sie müssen mir helfen. Sonst ist alles zu spät. Er hat es geschafft. Dieser Satan hat es geschafft! Kommen Sie, schnell, ich…«

Die Stimme verstummte. Nur ein heftiges Röcheln war zu hören.

Ich wußte genau, was ich bei Anrufen dieser Art zu tun hatte. Da gab es gewisse Regeln, die eingehalten werden sollten. Mit möglichst ruhiger Stimme formulierte ich meine Antwort. »Nennen Sie mir bitte Ihren Namen und Ihre Anschrift.«

»Ich bin… verdammt, er ist schon da. Ich schaffe es nicht mehr, Sinclair, ich …«

»Den Namen.« Ich preßte den Hörer hart ans Ohr. Ich lauschte genau. Vernahm Hintergrundgeräusche und auch das Splittern eines Gegenstandes aus Glas. Dann ein Schrei.

»Sagen Sie etwas!«

»Kongre, Jason Kongre.« Ein langer Seufzer folgte, danach ein hämisches Lachen, und dann vernahm ich eine andere Stimme. Sie klang kalt, herzlos, irgendwie überheblich.

»Wen immer dieser Mann auch angerufen hat und wer immer Sie sind, Sinclair, hüten Sie sich. Lassen Sie die Finger aus diesem Fall. Er ist zu groß für Sie.«

»Moment mal…« Das letzte Wort hätte ich mir sparen können, denn es knackte. Das typische Geräusch, das entsteht, wenn jemand den Hörer auf die Gabel legt.

Ich saß da und konnte nichts tun. War vielleicht ein Mensch gestorben? Hatte man ihn eiskalt ermordet, während ich am Telefon saß und nur zuhören konnte?

Ich zündete mir eine Zigarette an. Das Gespräch war nicht über die Zentrale gelaufen, sondern hatte mich direkt erreicht. Zudem war es aufgezeichnet worden.

Die Kassette stand in der Schublade meines Schreibtisches. Ich ließ das Band noch einmal abspielen.

Nein, ich brauchte mir keinerlei Vorwürfe zu machen. Ich hatte nicht anders handeln können. Der Mann war nicht mehr dazu gekommen, mir Informationen zu geben. Doch er hatte einen Namen gesagt, der sich in meinem Gedächtnis festhaftete.

Jason Kongre!

Ich dachte nach und merkte nicht, daß die Asche abfiel und auf der Schreibtischunterlage landete. Ich pustete sie zu Boden. Die Putzfrau würde sie wegsaugen.

Den Namen hatte ich noch nie gehört. Ich überlegte hin und her, doch zu einem Ergebnis kam ich nicht. Jason Kongre war mir völlig unbekannt, was jedoch nicht hieß, daß er ein Unbekannter war. Da

gab es sicherlich eine Akte in unserem Archiv.

Ich verließ mein Büro. Glenda Perkins war damit beschäftigt, die Ablage zu sortieren. Als ich die Tür aufdrückte, drehte sie den Kopf.

»Direkt neidisch könnte man werden, wenn man Ihre Bräune sieht, John.«

»Ja, die paar Tage haben mir gutgetan.«

»Trotz der Zombie-Piraten?«

»Auch das.« Glenda spielte damit auf meinen letzten Fall an, der mich mit den Zombie-Piraten vom Knochenschiff zusammengeführt hatte. Die Conollys, Suko, Shao, Jane und ich hatten eigentlich Urlaub machen wollen, doch dann war etwas dazwischen gekommen, wie schon so oft. Es waren trotzdem herrliche Tage geworden.

Kurz danach hatte es noch einen Fall gegeben, an den Glenda mich jedoch nicht erinnerte. Ich wollte auch nicht daran erinnert werden, denn Dr. Tod hatte es tatsächlich geschafft, Xorron zu erwecken.

Das war zu der Zeit, als sich Suko und ich ebenfalls in New York aufhielten. Es war wirklich eine Sache, die man so rasch wie möglich vergaß. Zudem hatten wir noch den Tod eines liebgewordenen Freundes zu beklagen gehabt. Joe Barracuda, der G-man, war ein Opfer der Zombies geworden.

»Der Alte ist noch da?« erkundigte ich mich.

Glenda nickte. »Sicher, das Büro ist doch seine zweite Heimat. Und Besuch hat er auch nicht.«

»Okay, dann gehe ich mal hin.«

»Soll ich einen Kaffee bringen?« fragte Glenda.

»Im Prinzip ja. Ich weiß nur nicht, ob ich bei Sir James sitzenbleibe. Es ist durchaus möglich, daß ich nach unten ins Archiv verschwinde.«

»Sie können ja anrufen.«

»Mach' ich.«

***

Links und rechts klatschten die Schläge in das Gesicht des Mannes.

Sein Kopf wurde von einer Seite auf die andere geworfen, und die Wangen schwollen an, wobei sie sich rötlich färbten. »Du verdammter Hund«, zischte der Mann, der geschlagen hatte. »Ich werde es dir zeigen, mich so zu verraten.«

Wieder schlug er zu. Diesmal mit der Faust. Und er traf andere Stellen des Körpers.

Der Gepeinigte krümmte sich, er würgte, spie und stöhnte herzerweichend. Obwohl er wesentlich größer war als sein Gegenüber, konnte er nichts unternehmen. Der Angreifer hatte ihn gefesselt.

Und zwar auf eine raffinierte Art und Weise.

Die Hände des Geschlagenen steckten in Handschellen. Die Arme waren ihm auf den Rücken gedreht worden, und der Mann hing in

einer unbequemen Schräglage. Blut sickerte aus seinem Mund und lief über das Kinn. Ein Hieb hatte seine Unterlippe getroffen.

Am anderen Ende waren die Handschellen mit dem Stahlgitter eines Käfigs verbunden. Er zeigte eine viereckige Form, war ziemlich hoch und endete dicht unter der Decke des als Labor eingerichteten Raumes.

Der Wand gegenüber stand ein zweiter Käfig. Er glich dem ersten aufs Haar, nur war der zweite Käfig beim ersten Hinsehen leer. Wer genauer nachschaute, sah die kleine Wespe, die innerhalb des Käfigs summte und nicht heraus konnte, denn vor den Eisenstäben befand sich ein sehr enges Maschendrahtgeflecht, das höchstens eine kleine Mücke passieren ließ, aber keine Wespe.

Zwischen den beiden Käfigen stand eine Konsole. Sie war graugrün gestrichen und zeigte auf ihrer der Stahlschiebetür zugewandten Seite eine Schalttafel sowie einen kleinen Monitor. Darunter befand sich das runde Fenster eines Oszillographen.

Der Schläger trat zurück. Er rieb sich die Knöchel, denn sie waren angeschwollen und schmerzten. »Du hattest mich verraten wollen, Bennet. Du allein. Aber ich bin dir auf die Schliche gekommen. Niemand wird mich verraten, denn ich bin am Ziel meiner Wünsche angelangt. Und ich habe jemanden gefunden, der sich für meine Experimente interessiert. Er wird gleich kommen.«

Der Mann im Käfig schüttelte den Kopf. »Sie sind kein Wissenschaftler, Kongre, Sie sind ein Verbrecher. Jawohl, ein mieser Verbrecher. Was Sie getan haben, ist ein schlimmes Verbrechen an der Menschheit, und ich wollte es nicht unterstützen.«

»Deshalb haben Sie mich verraten?«

»Auch, Kongre, auch. Nur sehe ich es nicht als Verrat an. Es ist eine Warnung gewesen, mehr nicht. Eine Warnung vor Ihnen, dem Verbrecher.«

»Ich bin ein Genie!« rief Kongre.

»Das auch. Aber vergessen Sie niemals, wie nahe Genie und Wahnsinn beieinanderliegen.«

»Dann bezeichnen Sie mich als wahnsinnig?« fragte Kongre lauernd.

Bennet hob den Kopf. Es war eine Trotzreaktion. Und er sagte laut und deutlich: »Ja.«

»Dafür müßte ich Sie tausend Tode sterben lassen, Bennet. Tausend Tode.«

»Der eine wird reichen«, erklärte Bennet kalt. Er haßte Kongre. Im Anfang, vor einigen Jahren noch, als der Privatgelehrte einen Assistenten suchte, da hatte er ihn bewundert, doch seit geraumer Zeit schon war die Bewunderung in Haß umgeschlagen, denn Professor Kongre war ein Wahnsinniger, ein Besessener, der die Menschheit verachtete und an Methoden arbeitete, um sie zu vernichten. Er hatte

grausame Experimente gemacht. Wer sein Haus einmal näher durchsuchte, würde den Schock fürs Leben bekommen, falls er überhaupt noch als freier Mann aus dem Haus kam. Es war ein Teufelshaus, eine Brutstätte des Schreckens, ein Hort des Satans.

Und Kongre war dem Satan verfallen.

In den letzten Jahren hatte er sich auch körperlich verändert. Der psychische Wechsel war physisch nicht an ihm vorübergegangen.

Sein Gesicht wurde mehr und mehr zu einer Grimasse. Scharfe Falten hatten sich in die Haut gegraben, die Mundwinkel waren herabgezogen, spitz stach die gekrümmte Nase hervor, und die Augen blickten, so klein sie auch waren, kalt und grausam. Kongre schien immer mehr den Gestalten zu gleichen, mit denen er Versuche angestellt hatte. Er war wirklich ein bestialischer Teufel.

Und nun wollte er die Versuche mit Menschen weiterführen. Bisher hatte Bennet geschwiegen, doch er konnte nicht mehr. Es wäre eine Todsünde gegen sich selbst und gegen die Menschheit gewesen, wenn er seinen Mund nicht aufgetan hätte.

Er hatte sich zuviel vorgenommen und war nicht vorsichtig gewesen. Kongre erwischte ihn in dem Moment, als er mit dem Anrufer sprach. Er hatte ihn mit seinem Elektrostab geschockt, auch so eine teuflische Erfindung dieses Professors. Dieser Stab, man konnte seine Voltzahl verändern, warf den stärksten Mann auf die Bretter.

Selbst seine Mutationen brachte er damit zur Räson.

Kongre selbst hatte es bewiesen und hatte dabei gelacht, als er es dem jungen Bennet demonstrierte.

Kongre nickte jetzt. Sein weißes Haar stand hoch vom Kopf ab.

Wie sperrige Holzsträhnen, als wäre jedes einzelne Haar elektrisch aufgeladen.

»Sie haben nur noch kurze Zeit zu leben, Bennet, und kein Hahn wird nach Ihnen krähen. Schade, Sie waren ein guter Mann, wirklich, aber sie hätten sich nicht gegen mich stellen sollen.«

Da lachte Bennet auf. »Lieber sterbe ich als geachteter Mensch.«

»Sie sterben doch nicht.« Kongre lachte. »Die Wahrscheinlichkeit, daß Sie den Tod finden, ist gering. Ich habe meine Experimente genau vorbereitet, sie werden ebenso reagieren wie die Tiere, Bennet. Nichts kann mehr schiefgehen.«

»Und was haben Sie davon?«

Da verzog Kongre die Mundwinkel noch tiefer. »Ich habe mich mit einem mächtigen Mann zusammengesetzt, der in dieser Stadt gute Beziehungen hat.«

»Ja, mit Logan Costello, einem Gangster.«

»Ob er ein Gangster ist, will ich dahingestellt lassen. Er verdient eben auf etwas ungewöhnliche Art und Weise sein Geld. Aber er hat auch Beziehungen und tritt eigentlich nur als ein Agent in Erscheinung, der

die Provision kassiert. Die wirklichen Leute, die sich für meine Erfindung interessieren, die hat er mir erst genannt, und einer von Ihnen wird mich besuchen.«

»Ja, ich weiß.«

Kongre wollte noch etwas sagen, doch in diesem Augenblick schellte es. Im Keller war ein schrilles Geräusch zu hören.

»Er ist da«, sagte Kongre. »Jetzt wird es für Sie nicht mehr lange dauern, Bennet.« Der Wissenschaftler machte kehrt und verließ den großen Kellerraum mit den kahlen grauen Betonwänden.

Bennet blieb allein zurück. Er hatte nur noch einen unsichtbaren Partner.

Das Grauen!

Kongre schritt inzwischen die Treppen hoch. Seinen weißen Laborkittel hatte er nicht geschlossen. Er wehte hinter ihm her, wenn er die Stufen nahm.

Mit großen Schritten durchquerte er die holzgetäfelte Diele und öffnete, nachdem er durch einen kleinen Spion geschaut hatte und zufrieden war.

Vor ihm stand genau der Mann, den er so sehnsüchtig erwartet hatte.

Die beiden Männer musterten sich. Dann fragte der Ankömmling:

»Sind Sie Kongre?«

»Ja.«

»Ich bin Marvin Mondo.«

Kongre lächelte. »Es freut mich sehr«, sagte er und streckte seine rechte Hand aus.

Mondo schüttelte den Kopf. »Ich bin es nicht gewohnt, so begrüßt zu werden.«

»Gut, lassen Sie uns ins Haus gehen.« Professor Kongre gab den Weg für Mr. Mondo frei.

Mondo war ebenfalls Wissenschaftler, und auch ein verbrecherischer. In der Größe glichen sich die beiden Männer. Nur besaß Mondo keine Haare mehr, seine Kopfhaut war spiegelblank. Auf der Nase trug er eine randlose Brille, und sein Gesicht war eigentlich nichtssagend, wäre der harte, eiskalte Ausdruck in seinen Augen nicht gewesen, die hinter den Brillengläsern noch größer erschienen als normal. Mondo trug einen grauen Anzug, einen leichten Mantel, ein weißes Hemd und eine unauffällige Krawatte.

»Ich freue mich, daß Sie so schnell gekommen sind«, begann Kongre das Gespräch.

»Wir haben uns auf Logan Costello verlassen. Er hat mich auch herfahren lassen. Wenn ich innerhalb einer Viertelstunde nicht zurück bin, fahren seine Leute wieder ab. Ich hoffe, Sie werden die Zeit nützen, Kollege.«

»Natürlich, und Sie werden begeistert sein, das kann ich Ihnen

versprechen.«
»Warten wir es ab.«
»Darf ich Sie bitten, mir in den Keller zu folgen?« fragte Kongre höflich.
»Weshalb?« Mondo war wirklich das Mißtrauen in Person.
»Weil ich dort meine Laborräume habe.«
Mr. Mondo nickte. »Gehen wir.«
Sie verließen die Halle, bogen in einen schmalen Gang ein, der vor einer Tür endete. Kongre zog sie auf. Breite Stufen führten nach unten. Helles Leuchtstoffröhrenlicht lag schattenlos auf den Betonwänden und Stufen.
Schon jetzt, am Beginn der Treppe, waren die schrecklichen Laute aus dem Keller zu hören.
Geräusche, die nicht von einem Menschen stammen konnten. Dafür waren sie zu fremd, zu grausam und zu schrecklich. Man hörte ein Kreischen, ein Summen, Heulen und Jammern. Als würde sich in diesem Keller das Fegefeuer der geknechteten Seelen befinden.
Mondo blieb stehen. »Was ist das?« fragte er.
Kongre drehte sich um und lächelte schmal. »Sie werden sie bald sehen können, Kollege, aber zuvor möchte ich Ihnen ein Experiment vorführen, wenn Sie gestatten.«
»Natürlich.«
Eine Minute später standen die beiden Männer in dem Raum, wo Bennet gefesselt im Käfig hing. Mondo schaute sich um. Seine Augen waren sehr wachsam. Mit kleinen Schritten drehte er seine Runden, wobei er die Arme auf den Rücken gelegt hatte.
»Was ist das hier?«
»Meine neueste Erfindung«, erwiderte der Professor.
»Und?«
Kongre lächelte voller Besitzerstolz und rieb über sein hageres Gesicht. »Sie sehen die beiden Käfige, Mr. Mondo?«
»Ja, bin ja nicht blind.«
»Mit ihnen hat es eine besondere Bewandtnis. Sie können durch bestimmte Strahlen aufgeladen werden, und diese Strahlen wiederum treffen dann auf den Gegenstand, der sich innerhalb des Käfigs befindet. Nun beginnt der eigentliche Prozeß. Die Strahlen, ich habe sie F 18 genannt, sind in der Lage, die Atomstruktur des Menschen aufzulösen. Simpel gesagt, der Gegenstand, ob Mensch oder Tier, verschwindet.«
In Mondos Augen blitzte es. »Bleibt er unsichtbar?«
»Nein, das leider nicht. Vielleicht wird mir das auch einmal gelingen. Die Atome fügen sich in dem zweiten Käfig wieder zusammen. Sie werden also den Menschen nach einigen Sekunden dort sehen, völlig normal und lebend.«

Marvin Mondo nickte. »Das soll ich Ihnen alles glauben?«
»Um Ihnen den Beweis zu liefern, habe ich Sie eingeladen.«
Mondo deutete auf den Gefesselten. »Ist das Ihre Versuchsperson?«
»Ja, mein Assistent.«
»Warum haben Sie ihn gefesselt? Weigert er sich?«
»So kann man es auch sagen. Er macht Schwierigkeiten, wollte aussteigen, weil er meine Experimente für verbrecherisch hält. Er hatte sich schon an die Polizei gewandt, im letzten Moment habe ich dazwischenfunken können.«
»Hat er etwas gesagt?«
Kongre nickte. »Ja, ich verstand den Namen des Mannes, mit dem er telefonierte.«
»Und?«
»Es war ein gewisser Sinclair.«
Bis jetzt hatte Mondo dagestanden, ohne irgendeine Reaktion zu zeigen, doch sobald er den Namen hörte, verzog er das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.
Sinclair! Der Geisterjäger. Erzfeind seines Chefs und der Mordliga, der Mondo unter anderem angehörte. Plötzlich war er wieder im Spiel, nachdem er in New York eine vernichtende Niederlage erlitten hatte, als es ihm nicht gelungen war, die Rückkehr von Xorron, dem Herrn der Zombies und Ghouls, zu verhindern. Die Mordliga war nun vollständig. Dr. Tod triumphierte, konnte seinem großen Ziel nun näher kommen und tanzte dabei auf mehreren Hochzeiten. Es interessierte ihn alles, was auf der Welt vor sich ging, das nur den Schimmer eines Geheimnisvollen tragen mußte.
Deshalb hatte er auch nichts dagegen gehabt, daß Marvin Mondo nach England reiste, um sich die Erfindung des Professors anzusehen.
»Was überlegen Sie?« fragte Kongre.
»Ich kenne Sinclair.«
»Ist er gefährlich?«
»Ja.«
»Dann müßten wir ihn ausschalten«, sagte Kongre.
Mondo lächelte spöttisch. »Das versuchen wir bereits seit geraumer Zeit. Leider ist es uns nie gelungen, obwohl er sich schon in unserer Gewalt befunden hat.«
»Sie sind eine Gruppe?«
»Zeigen Sie mir Ihr Experiment«, erwiderte Mondo. »Alles andere braucht Sie nicht zu interessieren. Wir haben schon genügend Zeit vertrödelt.«
»Wie Sie wünschen.«
Jason Kongre ging bis zur Käfigtür vor und knallte sie hart zu.
Bennet schaute ihn an. In seinem Blick lag Verachtung. Er hatte sich vorgenommen, keine Angst zu zeigen, und das wollte er auch

durchhalten. Koste es, was es wolle.

Die Tür des zweiten Käfigs war zu. Kongre trat an die Konsole und holte zwei Brillen hervor. Die Gläser bestanden aus sehr dickem und dunklem Glas, das in einer tiefvioletten Farbe schimmerte.

»Setzen Sie die Brille auf!« wies er seinen Kollegen an.

Mondo wechselte seine Brille gegen die andere.

»Treten Sie etwas zurück und schauen Sie auf die Käfige!«

Auch das machte er.

Jason Kongre hantierte an mehreren Knöpfen. Ein Summen war zu hören. »Jetzt erfolgt die Aufladung«, flüsterte er und verzog seine Lippen zu einem Grinsen. »Sie werden überrascht sein, Herr Kollege.«

In der Tat schien es innerhalb der Käfige zu knistern. Der Assistent Bennet bäumte sich plötzlich auf. Sein Körper bog sich durch, auf einmal war er von tanzenden Lichtblitzen umgeben, wurde innerhalb des Metallkäfigs in eine strahlende Aura eingehüllt, riß den Mund auf und begann zu schreien.

Da verlöschte das Licht.

Im gleichen Augenblick sahen beide Männer den hellen, gelblich schimmernden Bogen, der sich von einem Käfig zum anderen spannte. Er zitterte in der Luft. Es roch nach Ozon. Hätten die Männer die Brillen nicht getragen, wären sie geblendet worden.

Fünf Sekunden blieb der Lichtbogen bestehen, dann fiel er in sich zusammen, auch das Summen wurde leiser und verstummte schließlich völlig.

Es war ruhig.

Die Leuchtstoffröhre an der Decke flackerte kurz, dann flammte sie auf.

»Bitte, sehen Sie selbst«, sagte Jason Kongre und lachte satanisch.

Marvin Mondo schaute in beide Käfige. Was er sah, war so unglaublich, daß er seinen Augen kaum trauen wollte…

***

Mein Chef sah mich an. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als würde er vorwurfsvoll blicken, und ich kam mir vor wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat.

»Gibt es einen Erfolg in Sachen Mordliga?« erkundigte er sich.

Ich hob die Schultern. »Nein.«

»Lesen Sie die Berichte aus New York. Die sind schlimm. Das FBI hat sie mir zukommen lassen.« Sir Powell zupfte an seiner Brille.

»Eine verdammt haarige Sache, John, das kann ich Ihnen sagen. Dieser Xorron hat gewütet.«

»Wem sagen Sie das, Sir? Ich war selbst dabei.«

»Und Sie haben es nicht verhindern können.«

»Nein, aber wenn Sie erlebt hätten, was Xorron da alles anstellte,

hätten Sie auch nichts geschafft. Ich bin nur froh, daß es nicht noch mehr Tote gegeben hat.«

»Ja, das können wir auf unsere Seite buchen«, erwiderte mein Chef. »Jo Barracuda war Ihr Freund, nicht?«

Ich nickte und dachte daran, wie er ums Leben gekommen war.

Ich hatte ihn erschießen müssen, weil man ihn zu einem Zombie gemacht hatte, eine schreckliche Sache, ich schüttelte mich jetzt noch, wenn ich daran dachte.

»Auf jeden Fall können wir uns auf einiges gefaßt machen. Dr. Tod wird jede Rücksicht fahren lassen, wie ich ihn kenne, aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. Was hat Sie eigentlich zu mir geführt, John?«

»Ein Name, Sir. Kongre.«

Sir James runzelte die Stirn und nagte auf der Unterlippe. Er dachte angestrengt nach. »Kongre? Müßte ich diesen Mann oder diese Frau kennen?«

»Möglich, Sir.«

»Tut mir leid, John. Ich kenne den Namen nicht. Wie kommen Sie überhaupt auf ihn?«

Ich berichtete meinem Chef von dem Anruf, den ich erhalten hatte.

Sir James nickte mit ernstem Gesicht. »Das ist natürlich ein Aspekt, den man nicht aus den Augen lassen darf. Sie wissen erstens nicht, wer Sie angerufen hat, und zweitens kennen wir beide diesen Kongre nicht. Vielleicht unser Archiv?«

»Darum wollte ich Sie bitten, Sir. Fahren Sie mit mir hinunter?«

»Weil ich heute einen guten Tag habe, ja«, erwiderte mein Chef und stand auf.

Wie immer trug er einen grauen Anzug. Diesmal mit Weste, da sich der Herbst bereits ankündigte. Wir hatten in der vergangenen Nacht starke Regenschauer erlebt, erste Stürme, aber dann hatte sich das Wetter wieder gebessert, und an diesem Tag schien sogar die Sonne.

Mit dem Lift fuhren wir in die klimatisierten Kellerräume, wo sich auch die gewaltige EDV-Anlage des Yards befindet. In diesen Gängen habe ich mich noch nie wohlgefühlt. Ich hasse Räume ohne Fenster. Sie sind für mich die Vorstufe zum Gefängnis.

Ein paarmal mußte ich grinsen, wenn ich Sir James sah, wie er gnädig zurücknickte, wenn man ihn grüßte. Wir gingen zum Leiter der EDV oder zum Archivmonster, wie ich den Doktor der Mathematik mal getauft hatte.

Natürlich unterbrach er seine Arbeit, als er Sir James sah. Die beiden Männer begrüßten sich. Mir zwinkerte das Archivmonster zu.

Sir James kam sofort zur Sache. Der Superintendent redete nie um den heißen Brei. »Wir brauchen Informationen über eine gewisse Person. Höchstwahrscheinlich einen Mann. Es ist doch einer – oder?«

Sir James schaute mich fragend an.
»Ja, soeben ist mir der Vorname wieder eingefallen. Er heißt Jason Kongre.«
»Irgendwelche Besonderheiten?« fragte der Mathematiker.
»Soviel ich weiß, nicht«, erwiderte ich.
»Gut, dann werde ich mal schauen.« Dr. Kassner, so hieß der Mann, verschwand aus seinem Büro. Er ging dorthin, wo sich die großen Geräte befanden, mit denen ich überhaupt nichts anfangen konnte. Da standen Terminals, Sichtschirme, über die Zahlen flimmerten; Rollen von Endlos-Papier wurden bewegt, und Magnetbänder drehten sich lautlos. Dr. Kassner sprach mit einem Mitarbeiter und gab ihm den entsprechenden Auftrag.
»Rechnen Sie mit einer heißen Sache, John?« fragte mich mein Chef.
»Ja, Sir. Dieser Anrufer hat wirklich nicht gescherzt, der hat es verdammt ernst gemeint.«
»Sie rechnen nicht damit, daß er noch lebt?«
»Auf keinen Fall. Es sei denn, man hat ihn entführt.«
»Man müßte den Namen wissen.«
»Ihn hat er nicht genannt, Sir. Zudem war das Gespräch zu kurz, um herauszufinden, von wo der Mann angerufen hat. Auf jeden Fall ist das alles eine dumme Sache.«
Sir James schaute mich durch seine dicken Brillengläser an. Dabei hatte er seine Unterlippe vorgestülpt. »Rechnen Sie mit dem Ableben des Anrufers?«
»Möglich.«
»Und was sagt ihr Gefühl?«
Ich mußte grinsen. Es schien sich bis zu meinem Chef herumgesprochen zu haben, daß ich manche Fälle förmlich ahnte. Dann setzte sich immer ein leichter Klumpen in meinen Magen, bisher jedoch war alles normal. Das sagte ich auch Sir James.
»Na ja, dann müssen wir abwarten.« Seine schlechte Laune schien vorbei zu sein. Er begann, im Büro auf und ab zu wandern. Dabei hob er den Arm und berührte mit der Spitze seines Zeigefingers die Stirn. »Wo sich Dr. Tod mit seiner verdammten Mordliga verkrochen hat, wissen wir immer noch nicht – oder?« Ein scharfer Blick traf mich.
»Aber es ist alles in Bereitschaft?« Die Antwort war als Frage gestellt.
Sir James nickte. »Nur haben unsere glorreichen Geheimdienste auch noch nichts herausgefunden. Trotz großer Such- und Fahndungsaktionen. Es muß irgendwo auf der Welt einen Ort geben, den wir einfach nicht einsehen können. Dabei ist es wirklich zum Verzweifeln. Die Mordliga ist ja tätig, sie ist vorhanden, nur wissen wir nicht wo, denn sonst könnten wir gezielt zuschlagen.«
Das war wirklich eines unserer großen Probleme. Dr. Tod hatte es geschafft, seine Mordliga aufzufüllen. Es gab natürlich verschiedene

Möglichkeiten, wo er und seine Leute sich verstecken konnten. Auf unserer Erde ebenso wie in einer anderen Dimension, in der Nähe von Asmodina vielleicht, die ja letztendlich die Schuld an Solo Morassos Rückkehr trug. Es bereitete Dr. Tod keinerlei Schwierigkeiten, die Dimensionen zu wechseln, dieser Mensch-Dämon war wirklich mächtig genug. Zudem besaß er starke Waffen. Da war einmal der magische Bumerang, den er mir abgenommen hatte, und zum zweiten der Würfel des Unheils, der sich so fantastisch manipulieren ließ, je nachdem, in welcher Hand er sich befand. Hätte ich ihn, wäre er zu einer Waffe des Guten geworden, auf der anderen Seite jedoch konnte Morasso ihn steuern und lenken, so daß er seinen verbrecherischen Plänen sehr entgegenkam.

Dieser Würfel war sehr mächtig, ich hatte es selbst erlebt, und wenn Solo Morasso ihn einsetzte, konnten wir praktisch nichts dagegen unternehmen. So sah es aus, und davon biß auch keine Maus den Faden ab.

Dr. Kassner kam zurück. Wir sahen ihn durch die große Scheibe der Bürowand. Der Mathematiker winkte mit einigen Karten, die er in der rechten Hand hielt. Er trug eine dunkle Brille, hatte hellblondes Haar, das auf der breiten Scheitelseite nach hinten gekämmt war, und um seine Lippen spielte ein Lächeln.

Gespannt schauten wir ihn an, als er die Tür aufzog und sie sofort hinter sich ins Schloß drückte.

»Erfolg gehabt?« erkundigte sich Sir James knapp.

»Das kann man wohl sagen.« Er legte die Karten auf den Tisch.

»Erst einmal gibt es mehrere Jason Kongres. Drei insgesamt, wie wir herausgefunden haben. Sehen Sie selbst.«

Wir nahmen uns die Karten vor, die bereits entschlüsselt waren, so daß sie auch ein Normalbürger lesen konnte.

Zwei konnten wir vergessen. Einer der Männer hockte im Zuchthaus, der andere war verstorben. Er hatte eine Agentur geleitet, was immer man darunter auch zu verstehen hatte.

Blieb der dritte.

Und dessen Karte sah uns sehr interessant aus. Sir James und ich lasen gemeinsam.

Jason Kongre hatte vor Jahren für die Regierung gearbeitet. Er war Verhaltensforscher und gleichzeitig Physiker gewesen, ein Mann also, der mit seinem Wissen manipulieren konnte. Ob Tiere oder Menschen, das spielte keine Rolle. Kongre hatte einmal für die Regierung gearbeitet, war aber mit seinen Ideen nicht auf fruchtbaren Boden gestoßen, weil sie ethisch haltlos waren und von niemandem unterstützt wurden. Man hatte Kongre ein paarmal verwarnt, er jedoch blieb bei seinen Thesen, die sich mit der Mutationstheorie beschäftigten, und deshalb feuerte man ihn eines Tages. Er war jedoch

im Geschäft geblieben. Als Privatmann hatte er in einem Industrieunternehmen einen potenten Geldgeber gefunden, bis der Chef des Konzerns starb. Von diesem Tage an hörte man von Jason Kongre nichts mehr. Auch der Geheimdienst, der ihn hin und wieder beobachtet hatte, verlor sein Interesse. Man wußte heute nicht einmal, wo Jason Kongre wohnte.

So sah es aus.

»Das ist nicht gut«, murmelte der Superintendent, und ich war seiner Ansicht.

»Man hätte ihn weiterhin beobachten lassen sollen«, erklärte ich.

Dabei schaute ich Dr. Kassner an, der jedoch hob nur die Schultern.

»Mir dürfen Sie das nicht sagen, John. Damit habe ich nichts zu tun.«

»Natürlich.«

Ein Bild lag ebenfalls dabei. Wir sahen es uns genau an. Ich will mal sagen, daß niemand etwas für sein Aussehen kann, aber dieser Kongre sah mir schon verdammt seltsam aus. Er hatte schlohweißes Haar, das wie ein wilder Blumenwuchs von seinem Kopf abstand.

Das Gesicht war hager, sogar etwas eingefallen, die Lippen schmal, die Nase sprang scharf aus dem Gesicht hervor. Dann die Augen, sie waren wirklich am interessantesten.

Sogar auf dem Bild war zu erkennen, daß sie irgendwie ein fanatisches Feuer zeigten. Sie schienen von innen heraus, tief aus den Pupillenschächten her, zu glühen, und ich war davon überzeugt, daß ich es bei Jason Kongre mit einem Fanatiker ersten Ranges zu tun hatte. Dieser Wissenschaftler war wirklich nicht normal, seine Augen sagten mir genug, er war ein Mensch, der über Leichen ging.

Um dies festzustellen, brauchte ich kein Semester Psychologie studiert zu haben, das konnte ich sehr gut erkennen.

»Das ist er«, sagte ich.

»Sie meinen der Mann, von dem der Anrufer gesprochen hat?« fragte Sir James.

»Genau.«

»Dann holen Sie ihn.«

Ich lachte. »Können vor Lachen. Seine Adresse kennen wir schließlich nicht.«

»Wo hat er zuletzt gewohnt?«

Dr. Kassner fühlte sich angesprochen und deutete auf eine Karte.

»Hier steht die Adresse.«

Ich las halblaut. »Commercial Road. Die kenne ich nicht.«

»Aber ich«, erwiderte Dr. Kassner. »Sie liegt in Whitechapel.«

»Also ziemlich westlich.«

»Genau.«

»Fahren Sie hin«, sagte Sir James. »Vielleicht finden Sie dort eine Spur.«

»Wird wohl das Beste sein.«
Wir bedankten und bei Dr. Kassner für seine Mühe und fuhren wieder hoch. In mein Büro ging ich erst gar nicht zurück, sondern blieb in der großen Halle, wo wieder viel Betrieb herrschte.
»Nun?« fragte Sir James. »Was sagen Sie dazu?«
»Nichts, Sir.«
»Und Ihr Magen?«
Ich grinste. »Irgendwie fühlt er sich klumpig an. Ich würde meinen, da liegt etwas in der Luft.«
»Dann betätigen Sie sich mal als Umweltschützer«, erklärte mir Sir James und ging zu einem Lift.
Ich nahm die andere Richtung und holte meinen Bentley vom Parkplatz.

***

Von der Seite her schaute Jason Kongre seinen Besucher an. Er ließ ihm Zeit, die Überraschung zu verdauen. Und daß Marvin Mondo überrascht war, sah man seinem Gesicht an.
»Nun?« fragte Kongre nach einer Weile.
»Sie haben gelogen«, antwortete Mondo und nahm seine dunkle Brille ab. Dafür setzte er seine andere wieder auf, und die kalten Augen funkelten hinter den Gläsern.
»Wieso?«
»Der zweite Käfig war nicht leer.«
Da lächelte Kongre. »In der Tat, Mondo, Sie sind ein sehr guter Beobachter, aber ich wollte Ihnen eine kleine Überraschung bieten, wie Sie sehen.«
»Die ist Ihnen gelungen.«
»Danke.«
Mondo achtete nicht auf die Worte seines Gegenübers, sondern schritt auf den rechten Käfig zu, wo Bennet, der Assistent, sich noch immer befand. Er war weiterhin gefesselt und sah bis zum Kopf völlig normal aus.
Aber nur bis zum Kopf! Denn was sich darüber präsentierte, war das absolute Grauen, der blanke Horror.
Er hatte keinen normalen Menschenkopf mehr, sondern den einer Wespe! Jedoch übergroß und schrecklich anzusehen. Selbst Mondo, der vieles gewohnt war, mußte schlucken.
Der gewaltige Wespenkopf war langgezogen. Er saß auf den Schultern, als hätte er sich dort schon immer befunden, ging praktisch nahtlos in den normalen Körper über.
Die Augen waren zu erkennen, die Fühler, lang wie Finger, und sogar eine Zunge.
Nein, das war keine Zunge. Als die Wespe ihr Maul öffnete, sah

Mondo einen grünen Stachel, der pfeilschnell hervorstach und den Mann dazu brachte, zurückzuweichen.

Ein gefährliches Summen drang ihm entgegen, und Mondo wandte hastig den Kopf. Kongre sah auf seiner Stirn winzige Schweißperlen glitzern. So etwas hatte selbst Marvin Mondo noch nicht erlebt, die Überraschung hatte ihn hart getroffen.

Genau schaute er sich das Monster an. Der Wespenschädel zuckte vor und zurück. Irgendwie quollen die Augen hervor. Sie erschienen ihm wie Kugeln, die jemand auf die Oberfläche gelegt hatte.

Es war ein schreckliches Bild, und das Brummen klang irgendwie drohend und gefährlich.

Kongre stand im Hintergrund und lächelte. Es war das Lächeln eines Siegers und eines Teufels zugleich.

»Nun, was sagen Sie zu meiner Erfindung, Mondo? Sind Sie immer noch skeptisch?«

»Nein.«

»Dann wollen wir zusammenarbeiten?«

»Moment. Sie sind immer voreilig, mein Lieber.«

Kongre trat mit dem Fuß auf. »Wer so lange gewartet hat wie ich, der hat das Recht, ungeduldig zu sein.«

»Vielleicht.« Mondo streckte den rechten Arm aus. Er hatte sich wieder voll unter Kontrolle. »Darf ich die andere Mutation auch mal sehen?«

»Ich bitte darum.« Jason Kongre griff in seine Tasche und holte eine Lupe hervor. »Nehmen Sie das Gerät, es wird Ihnen helfen, mein Freund.«

Mit unbewegtem Gesicht nahm Mr. Mondo die Lupe entgegen. Er hatte die Hälfte der Distanz zurückgelegt, noch zwei Schritte, und er stand vor dem anderen Käfig.

In ihm flog eine Wespe. Sie war sehr unruhig, hatte einen Zickzack-Kurs eingeschlagen, war einmal oben, dann wieder unten, schließlich rechts und auch links.

Dann hatte sich die Wespe beruhigt. Sie schien die Nähe des Menschen zu merken und zu suchen. Pfeilschnell flog sie auf Mondo zu und landete dicht vor seinem Gesicht auf dem Maschendraht des dünnen Fliegengitters.

Dort blieb sie hocken.

Zufällig sogar in Kopfhöhe, so daß Mondo sie bequem betrachten konnte. Er nahm die rechte Hand hoch und hielt die Lupe gegen sein linkes Auge.

Jetzt sah er die Wespe deutlich. Die Lupe vergrößerte so stark, daß Mondo auch ihren Kopf erkennen konnte.

Aber es war kein Wespenkopf, sondern der eines Menschen!

Auf dem Körper der Wespe saß der Kopf des Assistenten Bennet.

Mondos Hand zitterte unmerklich. Obwohl er mit ähnlichem gerechnet hatte, war er doch geschockt worden. Das Bild war wirklich ungeheuer, zeigte eine grauenhafte Szene, denn er konnte erkennen, daß die Menschwespe Angst hatte.

Große Angst sogar.

Der Mund bewegte sich, er war weit aufgerissen. Wenn Mondo sein Ohr dicht an den Maschendraht heranbrachte, da glaubte er, leise Schreie zu hören.

Ja, der Mensch schrie…

Die Augen hatte er weit geöffnet. Sie waren klein, winzig, die Zähne blitzen wie Diamantsplitter, und die Haare auf dem Minikopf hatten sich gesträubt.

Was mußte dieser Wespenmensch alles durchmachen? Welche Qualen stand er aus? Es war grausam, unbeschreiblich, jeder normale Mensch hätte sich abgewandt, von Entsetzen geschüttelt.

Nicht so Marvin Mondo. Er wandte sich zwar auch ab, aber er nickte zufrieden.

»Nun, was sagen Sie?« Jason Kongre lächelte.

»Ausgezeichnet, Sie haben mich in der Tat überzeugt.« Mondos Gedanken glitten bereits in die Zukunft. Wenn er Sinclair in die Hände bekam und mit ihm den gleichen Versuch anstellte, nur nicht mit einer Wespe im Käfig, sondern mit einem anderen Tier, würde das eine fantastische Mutation ergeben. Sinclair mit dem Schädel eines Hundes oder einer Katze.

Mondo malte es sich aus. Seine Augen leuchteten dabei. Ja, so mußte man ihn packen, so konnte man ihn packen, und das Problem des Geisterjägers war gelöst.

»Sie sind wirklich gut«, lobte Mondo den verbrecherischen Wissenschaftler. »Und was machen Sie mit den beiden Mutationen?«

»Ich habe mir da so einige Spielchen ausgedacht, die Ihnen sicherlich gefallen werden. Es sind übrigens nicht die einzigen Mutationen, die ich besitze. Ich kann Ihnen mehr zeigen. Unten im Keller habe ich Käfige gebaut, dort hausen sie. Wollen Sie meine Freunde sehen?«

»Gern, aber später.« Mondo deutete auf den Assistenten mit dem Wespenkopf. »Er interessiert mich. Wie reagiert er? Was kann man mit ihm machen?«

»Das weiß ich nicht genau. Ich habe mich bisher nur mit den Versuchen an sich beschäftigt, aber nicht mit der Verhaltensforschung. Soweit bin ich noch nicht.«

Mondo überlegte. »Wir gehen doch in den Keller«, sagte er. »Ich habe mich dazu entschlossen.«

»Und dann?«

Mondo holte etwas aus. »Sie wollen doch mit mir und unserer Gruppe zusammenarbeiten – oder?«

»Das hatte ich vor.«

Marvin Mondo nickte. »Bisher haben Sie die erste Hürde überwunden. Wir sind interessiert, aber Sie kennen das Sprichwort. Einmal ist keinmal, deshalb möchte ich Erfolge sehen.«

»Soll ich Ihnen noch ein Experiment vorführen?«

Mondo lächelte. »Das wird wohl nicht nötig sein. Sie haben mich überzeugt. Ich meine etwas anderes.«

»Und was, bitte?«

»Um Reaktionen feststellen zu können, kann man diese Mutationen nicht in Käfigen lassen.«

Jason Kongre begann zu lachen. »Da weiß ich, was Sie meinen, Mondo. Ja, daran habe ich auch gedacht. Sie wollen also, daß ich meine Freunde freilasse?«

»Genau, Mr. Kongre!«

»Gut«, sagte der verbrecherische Wissenschaftler und deutete auf seinen Assistenten. »Fangen wir mit ihm an…«

***

Mondo hatte nichts dagegen, schließlich stammte der Vorschlag von ihm, und er nickte.

Der Käfig war verschlossen. Seine Vorderseite bestand nur aus einer Tür. Kongre holte den Schlüssel hervor und steckte ihn ins Schloß.

Das Wespenmonster schien zu merken, daß man etwas mit ihm vorhatte, denn es wurde plötzlich ruhig. Dabei hatte es den Kopf gedreht und schaute Mondo an.

Jason Kongre lächelte nur. Für ihn war die Sache klar. Er zog die Tür auf und schritt auf das Monster zu. »So«, sagte der verbrecherische Wissenschaftler, »jetzt werden wir dich einmal freilassen. Du hast schließlich lange genug in diesem Käfig vegetiert. Zeig mal, was du kannst.«

Das Wesen brummte nur. Abermals fuhr seine Zunge vor, aber Kongre stand zu weit entfernt, als daß ihn der Stachel getroffen hätte. Den Schlüssel für die Handschellen besaß er ebenfalls. Er trat seitlich an das Monster heran und schloß den ersten eisernen Reif auf.

Das Wesen bewegte sich. Es winkelte seinen Arm an und streckte ihn wieder vor.

»Bald wirst du frei sein«, flüsterte Jason Kongre und löste auch die zweite Fessel.

Mondo stand außerhalb der beiden Käfige und beobachtete. Unbewegt blieb sein Gesicht. Es war nicht zu erkennen, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielten.

Gute waren es bestimmt nicht.

Jason Kongre trat zur Seite, damit das Wesen vorbei konnte.

»Geh!« befahl er. »Du bist frei!«

Der Wespenmensch gehorchte. Er verließ den Käfig mit unsicheren Schritten. Es schien, als hätte er stark mit dem Gleichgewicht zu kämpfen. Am Türrand mußte er sich festhalten, sonst wäre er noch in die Knie gesackt.

Mondo schaute ihm interessiert zu. Er wälzte bereits Pläne. Dieser Kongre war wirklich mit Geld nicht zu bezahlen. Was er herausgefunden hatte, konnte man schon als bahnbrechend bezeichnen.

Mondo bedauerte es, daß er nicht auf den Gedanken gekommen war, obwohl er solche Möglichkeiten immer durchdacht hatte, schließlich hatte er selbst schon künstliche Zombies hergestellt, aber da mußte erst ein Typ wie Kongre kommen und es ihm vormachen.

Seine Erfindung würde haargenau in die Pläne der Mordliga hineinpassen, nur Kongre selbst war ein Risiko. Dr. Tod und auch die anderen dachten nicht daran, die Mordliga mitgliedermäßig zu erhöhen, deshalb hatte Mondo vor, diesen Kongre aus dem Weg zu schaffen, nachdem er die Erfindung an sich gerissen hatte. Er mußte nur noch mit Logan Costello reden, damit dessen Männer das Haus hier leerräumten.

Der Wespenmensch hatte sich wieder gefangen. Er stand zwar noch immer an der Tür, doch seinen Oberkörper hielt er jetzt aufrecht und ging nicht mehr so geduckt. Das Maul war aufgerissen.

Manchmal fuhr die grüne Stachelzunge hervor, etwas, das Mondo nicht begriff, denn bei den normalen Tieren saß der Stachel woanders. Da hatten die Atome sich wohl nicht so recht zusammengefügt.

Die Hände öffneten und schlossen sich. Das Wesen schien unter Strom zu stehen, war irritiert, nervös, und als es von Kongre angestoßen wurde, fuhr es hastig herum.

»Geh schon!« befahl sein Schöpfer. »Du brauchst nicht mehr hierzubleiben.«

Das Monster gehorchte. Er ging tatsächlich einen Schritt vor und hatte den Käfig verlassen. Auch Kongre trat nach draußen. Gemeinsam mit Marvin Mondo beobachtete er, wie sich sein Geschöpf nach rechts wandte und ein neues Ziel anvisierte.

Es war der zweite Käfig, in dem sich die kleine Wespe mit dem Menschenkopf befand.

Das Monster wurde schneller, als es die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht hatte. Zuletzt sprang es, konnte nicht mehr rechtzeitig genug stoppen und prallte gegen den Käfig, der durchgeschüttelt wurde, so daß die kleine Wespe – sie hatte sich bisher am Gitter festgeklammert – erschreckt davonflog.

Sie stieg in die Höhe und klammerte sich erst über der Käfigdecke fest.

Dort blieb sie sitzen.

Das Monster jedoch stand weiterhin außerhalb den Käfigs, hatte seinen großen Wespenkopf in den Nacken gelegt und starrte die kleine Wespe an, die kaum zu sehen war.

»Was hat es vor?« fragte Mondo.

»Keine Ahnung«, erwiderte Kongre.

»Es scheint den Rücktausch zu wollen.« Mondos Stimme klang spöttisch. »Geht das überhaupt?«

»Ich habe es bisher noch nicht ausprobiert«, antwortete Kongre ehrlich.

»Mal sehen.«

Mit der linken Hand hatte sich das Wespenmonster festgekrallt.

Den rechten Arm hatte es erhoben, die Finger öffneten und schlossen sich, es schlug nach der kleinen Wespe, man hatte den Eindruck, als würde es das Tier fangen wollen, aber es hockte zu hoch, zudem befanden sich noch Gitter und Draht zwischen ihnen.

Sekunden verstrichen.

Dann löste sich die Wespe von ihrem Platz. In einer Linie und schräg flog sie dorthin, wo sich hinter dem Gitter das Gesicht des Wespenmonsters befand.

Die beiden starrten sich an.

Mondo ging zu Kongre und blieb neben ihm stehen. »Irgend etwas stimmt da nicht«, wisperte der Vertreter der Mordliga.

Kongre hob nur die Schultern.

»Haben Sie so etwas zum erstenmal gemacht?«

»Ja.«

»Die Folgen könnten ärgerlich werden.«

»Unsinn.«

Das Wespenmonster winkelte den Arm an und hob die rechte Hand. Es schien so, als wollte es die Wespe streicheln, dann plötzlich warf es den Kopf zurück, und ein Geräusch drang aus seinem Maul, das weder Mondo noch Kongre je gehört hatten. Es war ein wütendes Heulen und Kreischen, das jedoch von einem summenden, brummenden Laut übertönt wurde.

Mondo lächelte. »Es will zu der Wespe.«

Da packte das Monster schon zu. Seine Hände umklammerten den Käfig und rüttelten an den Stäben. Das gesamte Gefängnis erzitterte, und Mondo ahnte, daß der Wespenmensch Kongres Kontrolle entglitt.

»Pfeifen Sie ihn zurück, Mann!« Kongre lief vor. Das Monster hatte noch immer beide Hände um die Stäbe geklammert. Als er die Hand seines Schöpfers auf der Schulter spürte, kreiselte es herum. So heftig und wuchtig, daß der Griff sofort gesprengt wurde.

Und dann kassierte Kongre den Schlag. Er traf ihn mitten im Gesicht, schleuderte ihn zurück und warf ihn zu Boden.

»Verdammt!« schrie Mondo, »ich habe es doch geahnt.« Er holte

einen Revolver hervor und legte auf den Wespenmensch an.

Doch der war schnell, er konnte zwar nicht fliegen, sich jedoch blitzartig bewegen.

Das tat er auch. Als Mondo viel zu überhastet schoß, war das Wespenmonster schon an der Tür, hatte sich geduckt, und die Kugel fuhr dicht an seinem Schädel vorbei, wo sie mit einem häßlichen Geräusch in die Betonwand klatschte.

Mondo wollte ein zweites Mal abdrücken, er konnte sich die Kugel sparen, das Monster hatte den unheimlichen Raum bereits verlassen und rannte durch den Gang.

Drei Schritte brachten Mondo bis an die Tür. Er blickte nach links, in den langen Gang hinein und sah Bennet durch eine offene Tür hasten.

Wieder feuerte er.

Abermals fehlte die Kugel. Das Wespenmonster war bereits hinter der Tür verschwunden.

Marvin Mondo dachte natürlich an eine Verfolgung, aber er kannte sich hier unten nicht aus und wollte erst mit Kongre reden, der stöhnend am Boden lag und sich Blut aus dem Gesicht wischte.

Darauf nahm Mondo keine Rücksicht. Er riß Kongre auf die Füße.

»Verdammt, er ist entkommen.«

Jason Kongre schaute ihn mit verdrehten Augen an. Er war noch nicht richtig auf der Höhe.

»Der ist weg!«

»Ich… Ich weiß.«

»Mehr haben Sie nicht zu sagen, Mann?«

»Wir müssen ihn fangen.«

»Ja, das denke ich auch, verdammt. Kommen Sie endlich hoch.«

Mondo zog ihn auf die Beine.

Kongre tat sich schwer. Er schwankte sogar, als er endlich auf den Füßen stand.

»Wo ist er hingelaufen?« fragte er krächzend.

»Den Gang hinunter, dann ist er hinter einer Tür verschwunden.«

»Hinter welcher?«

»Keine Ahnung.«

Kongre wurde noch bleicher und kaute auf seiner Unterlippe.

»Verflucht, was haben Sie?«

»Da gibt es nur eine Tür, die offen war. Und zwar zu dem Raum, wo auch die Käfige stehen.«

In Mondos Augen blitzte es. »Kann der Wespenmensch die anderen befreien?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich weiß nicht, welche Kräfte er hat, wir müssen mit dem schlimmsten rechnen.«

»Und wie können sie aus dem Keller kommen?« Mondo dachte schon weiter.

»Durch den Gang brauchen sie nicht«, erklärte Kongre. »Es gibt dort eine andere Möglichkeit.«

Mondo fuhr herum und packte Kongre an beiden Schultern. »Sind Sie eigentlich wahnsinnig?« fuhr er ihn an. »Sie züchten hier Geschöpfe und sorgen nicht für die nötige Sicherheit?«

»Doch, aber…«

»Kein aber!« zischte Marvin Mondo. »Kommen Sie, wir wollen sehen, daß wir die Bestien unter Kontrolle kriegen.«

Mr. Mondo verließ als erster den Raum. Auf dem Gang blieb er jedoch stehen.

Er brauchte nichts zu sehen, aber er hörte es. Es waren kreischende, heulende Geräusche, dazwischen ein Brummen und Summen, grauenerregend und gänsehauterzeugend.

Etwas fiel um. Beide, Kongre und Mondo, hörten den Knall. Glas zerplatzte, und Jason Kongre wurde bleich.

»Tun Sie was!« knirschte Mondo.

Kongre nickte und holte seinen Elektrostab aus der Tasche.

»Was ist das?« fragte Mondo.

»Damit kann ich sie zähmen.«

»Dann beeilen Sie sich.« Er gab dem verbrecherischen Professor einen Stoß. »Gehen Sie schon, Mann.«

Jason Kongre lief vor. Es war mehr ein Stolpern. Mondo hielt seinen Revolver nach wie vor in der Hand. Es war eine schwere Magnum Waffe, damit konnte er Elefanten von den Beinen holen.

Es juckte Mondo in den Fingern, Kongre eine Kugel zu verpassen, aber er brauchte den Mann noch. Die Mutation hatte durchgedreht.

Wenn sie jemand unter Kontrolle bekam, dann deren Schöpfer.

Der Wespenmensch hatte es geschafft, Kongre zu entkommen.

Plötzlich zuckte ein Lächeln über Mondos Lippen. Das Ganze konnte man von zwei Seiten betrachten. Die Flucht war natürlich schlecht, aber wenn es dem Wespenmensch gelang, in den Raum einzudringen, wo seine Artgenossen gefangengehalten wurden und er sie befreite, war es interessant zu sehen, wie diese Mutationen reagierten. Stürzten sie sich auf die Menschen, um sie zu vernichten?

Langsam schritt Mondo vor. Schußbereit hielt er seinen schweren Magnum-Revolver. Das Lächeln behielt er bei, und er hörte die Schreie des verbrecherischen Wissenschaftlers.

An der Tür blieb er stehen.

Kongre war in den Keller gegangen. Er stand inmitten eines Chaos' von umgestürzten Käfigen und zersplitterten Scheiben. Der Wespenmensch hatte einen Teil seiner Artgenossen befreien können, und sie waren durch den Luftschacht verschwunden. Er befand sich an der Decke. Die Öffnung war sogar ziemlich groß.

Etwas wischte an Mondos Nase vorbei. Das war eine der Fliegen, die

einen Menschenkopf hatten. Er schimmerte weiß. Die Fliege krallte sich an der Wand fest.

Mondo wollte sie schon töten, als sich Jason Kongre umwandte.

»Einige sind geflohen«, sagte er mit belegter Stimme.

»Wie viele?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Ungefähr.«

»Vielleicht zehn.«

»Welche Mutationen waren dabei?«

Da lachte Kongre. »Schlimme Arten. Menschen mit Hundeschädeln, eine Frau mit einem Katzenkopf, dann einige mit den Köpfen von Fliegen…«

»Und die Hunde mit dem Kopf eines Menschen? Die müssen doch auch da sein.«

Kongre nickte. »Zum Teil.«

»Was heißt das?« fragte Mondo scharf.

»Ich habe sie getötet.«

»Wie?«

»Erschossen oder mit meinem Elektrostab vernichtet.«

»Sie sind mir ein schöner Teufel, Kongre«, lachte Mondo, »aber genau richtig. Es ist wohl gar nicht mal so schlecht, daß Ihre Mutationen den Weg in die Freiheit gefunden haben. Ich bin gespannt, wie sie auf Menschen reagieren.«

»Na ja…«

»Mehr sagen Sie nicht?«

Kongre schaute Mondo an. »Was soll ich dazu sagen? Wir müssen es abwarten.«

Mondo ging vor. Nicht alle waren entkommen. Außer den kleinen Fliegen mit Menschenköpfen sah er auch andere Mutationen. Und besonders eine fiel ihm auf.

Ein Frauenkopf!

Er saß auf einer Ratte!

Zum Sprung hatte sie sich geduckt. Der Mund war aufgerissen, die beiden Zahnreihen schimmerten, der schmale Schwanz peitschte über den Boden.

Schwarzes Haar hatte die Frau. Verzerrt war ihr Gesicht und schmutzig.

Mondo hob die Waffe.

»Schießen Sie ruhig«, sagte Kongre, »das sind keine Menschen mehr, Mr. Mondo.«

»Diese Tatsache hätte mich auch nicht abgehalten«, erwiderte der Mann aus der Mordliga kalt.

Die Ratte mit dem Frauenkopf schien zu, spüren, daß es ihr an den Kragen gehen sollte. Sie schrie. Es waren Angstschreie und piepsende

Rattentöne dazwischen.

Mondo zielte genau. Eine Kugel würde diese Mutation zerreißen.

Dann ließ er die Waffe sinken. »Gehen wir«, sagte er zu Jason Kongre.

»Wie das?«

»Ich habe genug gesehen.«

»Wie Sie meinen.«

Die beiden Verbrecher verließen den Raum. Jason Kongre ging vor. An der Tür blieb Mondo stehen, drehte sich um und schoß.

Kongre hatte nicht damit gerechnet. Er zuckte so heftig zusammen, als hätte er selbst das Geschoß abbekommen. Es hatte nicht ihm gegolten, sondern der Rattenmutation.

Von ihr war nichts mehr zu sehen.

»Sie hatte mich doch zu sehr geärgert«, erklärte Marvin Mondo und lächelte eisig…

***

Ich fand die Commercial Road nach einigem Suchen. In Whitechapel hatte ich mich zwar herumgetrieben, wie man so schön sagt, aber man kann ja nicht alles kennen.

Schräg stand die Sonne am Himmel, schien durch die Scheiben des Bentley, und ich sah den Staub auf dem Glas. Das erinnerte mich daran, daß der Wagen mal wieder gewaschen werden mußte.

Die Straße war schmal. Ich sah einige Wohnhäuser, auch Geschäfte, einen Zeitungsladen, zwei Pubs und das Haus, in dem dieser Jason Kongre gewohnt hatte.

Es war gelb angestrichen und das letzte in einer Reihe. Denn daneben wuchs Unkraut auf einem brach liegenden Grundstück.

Vor dem leeren Grundstück stellte ich den Wagen ab. Zur Eingangstür führte eine Treppe. Eine zweite sah ich parallel zur Hauswand. Sie ging in die Tiefe zu einer Souterrain-Wohnung. Aus ihr kam ein Mann. Er trug ein dunkelblaues Hemd und knallrote Hosenträger. Die mußte er auch haben, denn die Hose umspannte einen gewaltigen Bierbauch, den er wie eine Kugel vor sich herschob.

Er kam mir entgegen. Schnaufend blieb er auf der zweitobersten Stufe stehen. Ein Windstoß wühlte seine wenigen Haare auf. »Zu wem wollen Sie?« fragte er mich.

Ich spielte sofort mit offenen Karten und sagte, wer ich war.

»Welche Ehre, Scotland Yard. Habe ich was verbrochen, Oberinspektor?«

»Um Sie geht es nicht.«

»Wie tröstlich.«

»Vielleicht können Sie mir trotzdem helfen, Meister. Hier hat doch mal ein gewisser Jason Kongre gewohnt?«

»Der Verrückte.« Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf.
»Wieso?«
»Wissen Sie das denn nicht?«
»Nein.«
Er hakte beide Daumen hinter die breiten Hosenträger und zog sie nach vorn. »Das ist nämlich so. Der Kerl hat sogar in der unteren Wohnung gehaust. Wo ich jetzt lebe.«
»Interessant. Und Sie wissen nicht zufällig, wo er hingezogen ist?«
»Nein, Oberinspektor.«
»Warum ist er denn ausgezogen?«
»Kann ich Ihnen sagen. Dem gefiel es nicht mehr hier. Ihm war alles viel zu klein, denn der war ja, wie wir alle wissen, Gelehrter. Der hat so Versuche gemacht.«
»In der Wohnung?«
»Auch, aber die meisten im Hof.« Der dicke Mann räusperte sich.
»Da stehen nämlich noch zwei alte Treibhäuser, und hinter diesem Haus liegt eine Baumschule. Und die Besitzer der Schule konnten mit den Treibhäusern nichts mehr anfangen. Das Geschäft ging schlecht, die Ölpreise stiegen. Pleite. Wie so viele. Da hat eben Kongre die Dinger genommen und dort seine Versuche angestellt.«
»Sie wissen nicht zufällig, was das für Versuche waren?« hakte ich nach.
»Nein, aber irgend etwas mit Tieren, denn er hat oft herrenlose Hunde mitgebracht. Das war vielleicht ein Theater. Die bellten, dann miauten die Katzen, der hat sogar Insekten gesammelt. Wir haben hier was auszuhalten gehabt. Als es dann einigen Leuten zuviel wurde, sorgten wir dafür, daß Kongre verschwand. Ihm wurde gekündigt.«
»Und wo ist er hingezogen?«
»Das weiß ich nicht. Außerdem hat er mit keinem von uns darüber gesprochen. Der redete sowieso kaum mit uns, wissen Sie. War ein typischer Einzelgänger, der Knabe.«
»Die Treibhäuser stehen noch?«
Der Mann grinste schief. »Was heißt stehen? Zum Teil sind sie zerstört. Vergammelt. Kinder haben die Glasscheiben eingeworfen, Sie wissen ja, wie so etwas geht. Wenn sich niemand mehr darum kümmert, verkommt es schnell.«
»Und die finde ich hinter dem Haus?«
»Ja, gehen Sie nur rum.«
Ich bedankte mich bei dem Mann, drehte mich um und nahm den Weg, den man mir gesagt hatte. Ich erreichte das Grundstück und sah auch die Treibhäuser.
Der Mann hatte wirklich nicht übertrieben. Die Häuser waren in der Tat vergammelt. Die Scheiben zeigten Löcher, zum Teil waren sie überhaupt nicht mehr vorhanden, und es standen nur noch die

verrotteten Rahmen. Auch das Dach wies schwere Beschädigungen auf. Um die Häuser herum wuchs das Unkraut mehr als kniehoch.

Ich sah mir auch das zweite Haus an. Es war ebenfalls nicht besser in Schuß.

Die Tür, bestehend aus einem Drahtgeflecht, hing schief in den Angeln, so daß ich die Häuser ungehindert betreten konnte. Blumen hatte man hier auf keinen Fall gezüchtet, das war schon beim ersten Blick zu erkennen. Bei den Gärtnerei-Häusern sah ich nur Überreste von Käfigen. Irgendwelche Spuren fand ich nicht..

Die Leuchtstoffröhren waren Beute eines Diebes geworden. Nur noch die Fassungen hingen unter der Decke.

Langsam durchwanderte ich das Treibhaus. Als ich dessen Ende erreicht hatte, drehte ich mich um.

Der Dicke stand im Eingang. Breit und wuchtig, so daß er die Öffnung ganz ausfüllte.

»Haben Sie was gefunden?« rief er mir entgegen.

»Nein.«

»Hätte ich Ihnen vorher sagen können.«

»Als Polizist überzeugt man sich eben selbst gern.«

»Das ist richtig, Mister.« Er grinste breit. »Ich habe es kommen sehen, daß sich die Polizei mal für den interessiert. War schon ein komischer Kauz. Allein wie der aussah. Wie so ein verrückter Wissenschaftler aus dem Kino, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein.«

»Der hatte weißes Haar, ein hageres Gesicht und so komische Augen. Wirklich, vor dem konnte man Angst kriegen. Meine Alte, sonst eine Kneifzange, ist nie zu dem hingegangen, wo sie doch immer so gern quatscht. Nur mit dem Assistenten hat sie geredet.«

»Oh, der Professor hatte einen Assistenten?«

Der Dicke nickte heftig. »Bennet hieß er. Al Bennet. Eigentlich ein netter Typ. Am Anfang habe ich hin und wieder einen mit ihm gebechert, doch mit der Zeit kühlte unser Verhältnis ab. Er wurde immer schweigsamer. Einmal hat er mich sogar gewarnt.«

»Wovor?«

»Vor seinem Chef. Daß er gefährlich sei und so komische Versuche mache. Ich sollte lieber ausziehen. Irgendwann würde noch etwas passieren. Dann hat sich Kongre ja eine andere Wohnung gesucht, so daß alles hinfällig war.«

»Und Al Bennet hat er mitgenommen?«

»Klar.«

Ich hatte schon während des Gesprächs nachgedacht. War dieser Al Bennet vielleicht der Mann, der mich angerufen hatte? Zahlreiche Spuren wiesen darauf hin. Und wenn sich der Dicke mit Bennet gut verstanden hatte, konnte er unter Umständen wissen, wo sich Kongre

verkrochen hatte.
Ich sprach den Mann daraufhin an.
»Nein, Oberinspektor, das ist es ja. Bennet hat nichts gesagt.«
»Hat er denn wenigstens eine Andeutung gemacht?«
»Kaum.«
»Aber etwas?«
»So ungefähr.«
»Reden Sie.«
»Der Professor wollte dorthin, wo er nicht gestört wurde. Und er suchte ein Haus, das möglichst einsam steht. Das war seine Vorstellung.«
»Er hat es auch gefunden?«
»Klar. Schon wenige Tage später ist er umgezogen.«
»Sie wissen nicht zufällig, wer den Umzug durchgeführt hat?«
»Ich nicht, aber meine Alte. Die liegt ja den ganzen Tag im Fenster, obwohl sie nicht viel sehen kann. Wir sind nämlich erst hinterher in die untere Wohnung gezogen, müssen Sie wissen. Zuvor wohnten wir unter dem Dach. Mein Weib hat den Umzug genau überwacht, die müßte auch wissen, welche Firma die Sachen befördert hat. Ich werde sie mal fragen.«
»Ja, tun Sie das.«
Der Dicke verschwand. Ich rauchte eine Zigarette. Sah ja nicht schlecht aus, das Ganze. Durch die Rederei des Hausbewohners hatte ich tatsächlich eine Spur gefunden. Wenn ich die Umzugsfirma kannte, war es eine Kleinigkeit, die neue Adresse des Jason Kongre herauszufinden.
Der Mann ließ sich Zeit. Ich wanderte über den Hof. Er lag im warmen Sonnenschein. Eine Mauer trennte ihn zum anderen Grundstück hin ab. Jenseits der Mauer stieg eine nackte Hauswand in die Höhe. Auf der Wand machte eine Ölfirma für ihr Benzin Reklame.
Ich hörte die Schritte des Dicken und drehte mich um. Er hatte seine Frau mitgebracht. Das war vielleicht ein Weib. Die ging mit der Grazie eines Nilpferdes, hatte ein rundes Gesicht, einen Damenbart und sicherlich auch Haare auf den Zähnen. Als ich ihre Stimme vernahm, zuckte ich zusammen, so laut klang sie.
»Sie sind also der Polizist, der wissen will, wohin unser verrückter Professor gezogen ist.«
»Ja, Madam.«
Sie musterte mich. »Warum wollen Sie das denn wissen?« fragte sie plötzlich. Ihr Mann stand daneben und machte ein unglückliches Gesicht.
»Können Sie schweigen?« flüsterte ich.
Ihre Augen begannen zu glänzen. »Ja.«
»Ich auch.« Der alte Witz entlockte ihr nicht mal ein müdes Grinsen.

Sie fühlte sich auf den Arm genommen. Als ihr Mann lachte, brachte sie ihn mit einem scharfen Killerblick zum Schweigen.

»Der Name der Umzugsfirma reicht mir«, sagte ich lächelnd.

»City Roller!«

Ich bedankte mich.

Sie aber machte kehrt und rauschte davon. Ihren Mann packte sie unter und nahm ihn mit. Mir warf er noch einen verzweifelten Blick zu, der Arme.

Ich hatte erfahren, was ich wissen wollte. Mich hielt hier nichts mehr. Inzwischen war ich davon überzeugt, daß mich Al Bennet angerufen hatte. Ferner ging ich davon aus, daß der Assistent nicht mehr lebte. Wahrscheinlich hatte ihn Kongre umgebracht.

Ich ging zurück zum Bentley. Von dort aus wollte ich die Firma anrufen, die den Umzug übernommen hatte.

Die beiden Dicken standen auf der Treppe und beobachteten mich, wie ich in den Wagen stieg.

Über die Auskunft erfuhr ich die Nummer der Firma. Ich wählte sie, wurde ein paarmal weiterverbunden und bekam einen sogenannten Disponenten an die Strippe.

Als er Scotland Yard hörte, wurde er noch freundlicher. Ich trug ihm meinen Wunsch vor.

»Aber gewiß, Sir«, sagte er, »das werden wir bald haben. Wir arbeiten gern mit der Polizei zusammen.«

»Brechen Sie sich nur keine Verzierung ab«, erwiderte ich und wartete.

Er beeilte sich wirklich, denn nach einer Minute schon erfuhr ich die neue Adresse. Jason Kongre hatte sich an den Londoner Stadtrand verzogen. Er hatte ein altes Haus gekauft, das mal ein Jagdmuseum gewesen war.

»Reicht Ihnen das, Sir?«

»Ja, danke.«

»Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, dann rufen Sie mich an.«

»Natürlich.« Ich legte auf. Der Zündschlüssel steckte bereits.

Meine Hand hatte ihn schon berührt, um ihn herumzudrehen, als ich den gellenden Schrei hörte.

Blitzschnell war ich aus dem Wagen.

Und ich sah die dicke Frau. Das Entsetzen schüttelte sie. Verständlich, denn was sie zu sehen bekam, schien einem Alptraum entsprungen zu sein…

***

Wenn der Sommer nicht besonders gewesen ist und der Herbst dafür um so schöner wird, dann gibt es zahlreiche Menschen, die die letzten Sonnenstrahlen auskosten wollen. Sie machen die berühmten

Spaziergänge, organisieren Gartenfeste oder Grillfeiern. Letztere oft nicht auf dem eigenen Grundstück, sondern auch draußen in der freien Natur, wo die Städte die Grillplätze extra angelegt haben.

Meist waren es Lichtungen im Wald, nicht weit weg von den Spazierwegen. Das Gebiet wurde umzäunt, es gab Abfallkörbe, eine gemauerte Feuerstelle, oft sogar ein paar Turngeräte für die Kinder, Sitzgelegenheiten aus Holz oder Stein und auch überdachte Pavillons, denn vor einem plötzlichen Regenschauer war niemand gefeit.

Man mußte die Grillplätze schon Wochen zuvor mieten, auch im Herbst war es schwer, einen zu bekommen, aber die Gruppe, die den Platz für den Nachmittag und Abend gemietet hatte, die stand bereits lange auf der Liste.

Es war ein Fußballverein, der hier mal richtig einen draufmachen wollte. Man kickte in der untersten Liga, hatte noch Spaß dabei, und vor allen Dingen wurde die Zeit nach dem Spiel zu einem fröhlichen Umtrunk genutzt, der nicht selten in eine wilde Schluckerei ausuferte.

Das machte keinem etwas aus. Wenn ein Spiel verloren war, wurde aus Ärger getrunken, war es gewonnen, dann aus Freude.

Einen Grund gab es immer.

Und ein Grillfest stellte den Höhepunkt des Jahres und der zahlreichen Feiern dar.

Für siebzehn Uhr war das Treffen angesetzt. Die Männer und Frauen wollten gemeinsam kommen. Einen Parkplatz für die Wagen gab es in unmittelbarer Nähe. Abgesagt hatte keiner. Diejenigen, die anderswo Urlaub machten, hatten sich erst gar nicht in die Liste der teilnehmenden Personen eingetragen.

Einige waren noch Junggesellen. Sie hatten ihre Freundinnen mitgebracht, so daß immerhin achtzehn Personen zusammenkamen.

Genau neun Männer und neun Frauen.

Schon die Anfahrt wurde zum Vergnügen. Man hatte sich vorher getroffen, und einer war auf die Idee gekommen, seinen Austin mit Bratwürsten aus Kunststoff zu schmücken. Sie hingen außen an den Türen. Die Autokarawane erregte großes Aufsehen. Auch deshalb, weil man laut hupend durch die Gegend fuhr.

Nach der Hauptstraße führte ein Weg in den Wald. Im letzten Jahr war er asphaltiert worden und lief aus in einen Parkplatz, wo auch das umzäunte Grillgelände lag.

Abgestellte Wagen einiger Spaziergänger standen auf dem Platz.

Nicht einmal zu einem Drittel war er belegt. So fanden die fünf Wagen genügend freie Stellplätze.

Auf dem Hinweg fuhren noch die Männer. In der Nacht würden sich die Frauen hinter das Lenkrad setzen, das war zur Bedingung gemacht worden, sonst hätten die Fußballer nämlich kein Grillfest, sondern eine Kegeltour ohne Damen unternommen, und die wäre sicherlich

heiß geworden.

Motoren verstummten. Wagentüren wurden aufgestoßen und wieder zugeknallt. Es hörte sich an wie Schüsse. Die ersten Lacher schallten über den Parkplatz. Einige liefen schon zum Grillplatz und wollten sich eine günstige Sitzgelegenheit aussuchen.

Sie wurden zurückgepfiffen.

»He, ihr müden Krieger, erst wird mitgeholfen ausräumen.«

Man hatte alles dabei. Holzkohle, Bierkästen, Brandy, Würste, Koteletts. Das sah alles sehr appetitlich aus. Manche Teilnehmer leckten sich schon die Lippen.

Um die Lichtung wuchsen Laubbäume. Ihre Kronen wiegten sich im Wind. Erste Blätter fielen bereits, trotzdem war es warm, ein herrlicher Frühherbsttag.

Und dazu noch Freitag – Wochenende.

Die Bierkästen stellten die Männer in den Pavillon. Einer schleppte eine Kiste Eis herbei, in die die Flaschen gelegt wurden. Die Frauen kümmerten sich um die Eßwaren. Zwei Männer säuberten den gemauerten Grill und legten frische Holzkohle hinein, die schon bald anfing zu glimmen.

Jock Callum, der Kapitän und gleichzeitig Libero der Mannschaft, holte alle zusammen. »Kinder, laßt uns erst einmal anstoßen, dann können wir weitersehen.«

Dieser Vorschlag wurde begeistert aufgenommen. Auch die Frauen konnten jetzt noch trinken. Sie bekamen Pappbecher, die Männer setzten die Flaschen an den Mund.

Der Torwart, der beste Sänger unter ihnen, stimmte ein Trinklied an. Alle sangen sie aus voller Kehle mit, und die Melodie schmetterte durch den Wald.

Die Stimmung begann bereits, erste Wellen zu schlagen. Nachdem die Flaschen leer waren, ging es rund. Jetzt kümmerte man sich um das Essen.

Willie, der Linksaußen, hatte seine Gitarre mitgebracht. Er zupfte an den Saiten und nickte zufrieden, als er sein Instrument überprüft hatte.

Er würde die richtigen Lieder schon spielen. Es störte niemand, wenn Musik erklang.

Die Männer und Frauen waren wirklich bester Laune. Sie wollten sich einen schönen Abend machen, und niemand von ihnen ahnte, daß sie bereits beobachtet wurden.

Die nähere Umgebung kannte keiner aus dem Verein. Wer sollte auch schon wissen, daß sich nur drei Steinwürfe entfernt das Haus eines gewissen Professor Kongre befand, aus dem die schrecklichen Mutationen erst vor wenigen Minuten entwichen waren…

***

Der Schrei zitterte noch in der Luft, als die Frau vor meinen Augen verschwand. Sie war buchstäblich von den Beinen gerissen worden, und da sie sowieso tiefer stand, und ich nur ihren Kopf gesehen hatte, entdeckte ich sie nun überhaupt nicht mehr.

Dafür das Monster. Es stand auf der Treppe und streckte seine Arme aus. Ich sah normale Schultern. Darüber wuchs zwar ein Kopf, aber nicht der eines Menschen, sondern ein gewaltiger Insektenschädel. Widerlich anzusehen mit großen Augen und einem Maul, das aufgeklappt war.

Dieses schaurige Bild nahm ich innerhalb einer Sekunde in mich auf. Dann hetzte ich mit gewaltigen Sprüngen über den Gehsteig, um dem Monster an den Kragen zu kommen. Schießen konnte ich nicht, weil sich der dicke Mann zu sehr bewegte und ich Gefahr lief, ihn statt des Monsters zu treffen.

Als ich die Treppe erreichte, fiel der Dicke soeben auf die Stufen.

Er röchelte, das Monster stand über ihn gebeugt, aus dem Maul schoß eine spitze Zunge, die mich an einen Pfeil erinnerte und das Gesicht des Menschen treffen wollte.

Die Frau lag ebenfalls auf der Treppe. Sie war zum Glück nicht tot, sondern zitterte vor Angst.

Ich sprang.

Heftig stieß ich mich ab, flog über den Dicken hinweg und prallte mit den Füßen zuerst gegen das Wesen, das ich auch hätte erschießen können, aber ich wollte Informationen haben, die es mir vielleicht geben konnte.

Der Aufprall riß uns beide um, wobei ich das Glück hatte und über das Monster fiel.

Es lag jetzt unter mir.

Wieder stieß die Zunge vor. Ich reagierte schnell genug, umklammerte die Kehle und drückte den Kopf zurück. Meine Hände wühlten sich in den Hals. Unter den Fingern spürte ich keine Haut, sondern einen chitinähnlichen Panzer, der knirschte, als ich den Druck verstärkte. Die pfeilspitze Zunge wischte dicht vor meinem Gesicht hin und her. Ich Winkelte einen Arm an und hieb den Ellbogen in das schreckliche Gesicht des Wespenmenschen.

Ein tiefes Brummen war die Antwort. Das Wesen mußte Schmerzen verspüren, denn ich hatte durch meinen Stoß ein Auge zerstört.

Dann wurde ich getroffen. Meinem unheimlichen Gegner war es gelungen, mir ein Bein in den Leib zu stoßen. Der Schmerz war schlimm. Ich rollte zur Seite und blieb auf der Treppe, aber dicht neben der Mauer liegen, wo ich nach Luft schnappte.

Der Wespenmensch war gelenkig. Schnell kam er auf die Füße und tauchte geduckt durch die offene Wohnungstür, wobei es meinen Blicken entschwand.

Auch ich quälte mich hoch, biß die Zähne zusammen und schaute mich nach dem Ehepaar um.

Außer einigen blauen Flecken hatten sie anscheinend nichts abbekommen. Sie zitterten nur vor Angst.

»Bleiben Sie um Himmels willen hier«, rief ich ihnen zu und nahm die Verfolgung des Monsters auf. Ich stolperte in die Wohnung, weil die Schwelle erhöht gebaut worden war. Vor mir lag eine Diele. Sie war ziemlich dunkel, es fiel wegen der unteren Lage wenig Licht in die Räume.

Allerdings war die Wohnung sehr geräumig. Vier Türen zweigten von der Diele ab.

Eine konnte ich mir aussuchen.

Mit dem Fuß trat ich die mir am nächsten liegende auf. Küchendunst umwehte meine Nase.

In diesem Raum hatte sich das Wesen nicht versteckt. Die Pistole in meiner rechten Hand beschrieb einen Kreis, als ich den Raum durchsuchte und dann wieder in die Diele ging, wo ich in das Wohnzimmer gelangte.

Leer.

Blieben noch zwei. Falls nicht von einem der beiden Räume noch eine weitere Tür in Nebenzimmer führte.

Die dritte, die ich aufstieß, gehörte zum Bad. Es war quadratisch, ich sah eine Wanne, eine Toilette und links von mir, so ziemlich im toten Winkel, die Dusche. Grün schimmerten die Fliesen, über der Wanne hing Wäsche. Die Unterhosen des Ehepaars hatten wirklich gewaltige Ausmaße.

Vielleicht lenkten sie mich ein wenig ab, denn mein Gegner befand sich im Bad.

Und zwar in der Dusche.

Als der Arm durch den Vorhangspalt schnellte, war es fast zu spät für mich, denn in der Hand hielt das Wesen eine Brause.

Von einem Augenblick zum anderen strömte kochendheißes Wasser aus den Düsen. Voll hätte es mich ins Gesicht getroffen und mir die Haut verbrüht, es war reiner Zufall, daß ich noch mit einer Hand die Klinke hielt und die Tür instinktiv zuzog, wobei ich hinter dem Blatt Deckung fand.

Die Ladung spritzte dagegen und verteilte sich im Nu auf dem Boden des Badezimmers. Augenblicklich entstand eine Rutschbahn, denn die Fliesen waren schon allein glatt genug.

Ich rammte die Tür wieder auf.

Meine Rechnung hatte Erfolg.

Das Wesen mußte, um mich erreichen zu können, die Dusche verlassen. Jetzt bekam es die Tür voll mit. Ich hatte viel Kraft in den Stoß gelegt, hörte es dumpf schlagen und auch scheppern.

Wahrscheinlich war dem Unheimlichen die Brause aus der Hand gefallen.

Ich huschte ins Bad. Fast wäre ich doch noch ausgerutscht. Bevor es zu einem unfreiwilligen Spagat kam, hatte ich mich gefangen und war herumgeflirrt.

Ich konnte in die Duschkabine schauen.

Der Wespenmensch hatte nicht nur die Brausetasse fallen gelassen, sondern durch seine heftige Rückwärtsbewegung auch den Vorhang von der Stange gerissen. Er lag ebenfalls in der Dusche, und das heiße Wasser – es zischte noch immer aus der Brause – umquirlte ihn.

Schwaden wölkten auf und stiegen träge der Decke entgegen. Sie behinderten die Sicht, worum ich mich allerdings nicht kümmerte, denn meinen Gegner sah ich.

Er richtete sich soeben auf. Seine rechte Hand, sie war verbrüht und zeigte eine krebsrote Farbe, tastete nach der Brause, doch ein scharfer Befehl meinerseits stoppte die Bewegung.

»Laß es!«

Das Monster zögerte tatsächlich.

Es starrte mich an.

Nie hatte ich so etwas gesehen. Ein riesiger Wespenkopf, haargenau dem eines mormalen Tieres entsprechend, saß auf dem Schädel.

Die feinen Härchen waren naß und klebten wie eine Schicht am Schädel. Die sensiblen Fühler zitterten. Ein Auge war zerstört, mit dem anderen starrte das Wespenmonster mich an. Ich muß ehrlich zugeben, daß mir wirklich nicht sehr wohl in der Haut war. Es lief mir kalt den Rücken hinab.

»Komm raus!« knirschte ich. »Aber vorsichtig!«

Nein, es gehorchte nicht. Ich weiß nicht, welcher Trieb dieses Monster leitete, auf jeden Fall wollte es mich töten. Diesmal gelang es ihm, die Brause zu schnappen. Mit ihr in der Hand wuchtete es auf mich zu, und ich mußte schießen.

Vor der Beretta blitzte es auf. Die Schwaden machten es schwer, genau zu zielen. Hinzu kam die heftige Bewegung, in der sich das Monster befand, und so traf meine Kugel nicht die Schulter, sondern stach in die linke Brust.

Das Wesen krachte zurück.

Kein Schrei, sondern ein wütendes Brummen drang mir entgegen, das immer schwächer wurde und schließlich ganz abbrach. In der Duschkabine sackte der Wespenmensch zusammen. Aus der Wunde quoll Blut. Ich ging vor, machte meinen Arm lang und stellte endlich das Wasser ab. Dann hievte ich das Wesen aus der Duschkabine.

Nun wußte ich, mit welchen Experimenten sich dieser Kongre beschäftigte. Er stellte Mutationen her, Kreuzungen zwischen Mensch und Tier. Fabelwesen, wie man sie in den Mythologien anderer Völker

sah, konnte er zu einer Realität werden lassen. Wenn ich daran dachte, was sich alles kreuzen ließ, welche Möglichkeiten offenstanden, lief mir eine Gänsehaut über den Rücken.

Ich mußte diesen Jason Kongre stoppen. Er durfte nicht mehr dazu kommen, seine verbrecherischen Pläne zu verwirklichen. Wer konnte denn sagen, wie viele Monster er schon erschaffen hatte?

Es war wirklich nicht einfach, kühl und gelassen in die Zukunft zu schauen. Allerdings fragte ich mich, was dieser Wespenmensch hier gewollt hatte. Irgendeinen Grund mußte sein Auftauchen schließlich gehabt haben.

Ich schaute mir den Toten an. Gesehen hatte ich ihn noch nie, das konnte ich mit Bestimmtheit sagen, obwohl ich sein Gesicht, sein normales, nicht kannte. Auch an die Statur, an die Körperhaltung, hatte ich mich nicht erinnern können, an die Kleidung ebenfalls nicht. Wer war der Tote wohl?

Hinter mir hörte ich ein Geräusch. Der Mieter hatte es gewagt und war mir nachgeschlichen. An meiner Schulter vorbei schaute er auf den Toten.

Seine Augen wurden groß. Heftig preßte er seine Hand vor die Lippen, dann schüttelte er den Kopf, und Panik flackerte in seinen Augen. Bevor der Knabe durchdrehte, schob ich ihn nach draußen, was mir begreiflicherweise schwerfiel, denn man konnte ihn nicht eben als Leichtgewicht betrachten.

»Earl!« hörte ich die Stimme der Frau. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja, Madam«, antwortete ich an Earls Stelle. Er hatte sich inzwischen in einen Sessel gesetzt und schaute von unten her aus großen Augen in mein Gesicht.

»Das Wesen ist tot«, sagte ich.

Er nickte.

»Kannten Sie es?«

Earl hob die Schultern.

»Überlegen Sie genau«, drängte ich. »Kannten Sie diese Mutation. Ein Gesicht hat das Monster nicht, aber haben Sie schon mal seine Kleidung irgendwo gesehen?«

Er überlegte. Sein Mund stand offen, doch ein Wort bekam er nicht heraus.

Seine Frau erschien. Sie wankte, war kreidebleich im Gesicht und hatte beide Hände gegen ihren bebenden Superbusen gepreßt; der von einem steifen Halter stark in die Höhe gewuchtet wurde.

Sie blieb stehen. Ihr Damenbart über der Oberlippe zitterte. »Ist er…? Ist er …«

»Er ist tot«, sagte ich.

»Wo kommt er her?«

Ich hob die Schultern. »Das wollte ich Sie gerade fragen. Kennen Sie

ihn? Ich meine, kommt Ihnen vielleicht irgend etwas an ihm bekannt vor?«

Sie dachte nach. Dazu kratzte sie mit zwei Fingern auf ihrem Kopf.

»Wenn Sie mich so fragen, Oberinspektor, ich glaube, ich habe die Kleidung schon mal gesehen.«

»Wo?«

»Bei Mr. Bennet, dem Assistenten.«

Da hatte ich die Spur und auch den Beweis. Es war also doch Bennet. Er hatte hier gelebt, kannte sich aus, und deshalb war er auch zurückgekommen.

Als Monster!

Ich rekapitulierte. Demnach mußte er bei seinem Anruf noch normal gewesen sein, dann war er Jason Kongre in die Finger gelaufen.

Anders konnte ich es mir nicht vorstellen.

Ich schloß die Badezimmertür und bat das Ehepaar, den Raum nicht zu betreten.

Beide nickten synchron.

Ich verließ das Haus, spurtete zu meinem Bentley und telefonierte.

Es hatten sich doch tatsächlich Neugierige angesammelt, obwohl gar nicht viel zu sehen gewesen war. Aber die Leute schienen einen Riecher für diese Dinge zu haben.

Von mir wurde die Mordkommission alarmiert. Allerdings sprach ich mit deren Leiter und machte ihn darauf aufmerksam, was ihn und seine Leute erwartete.

»Das ist man ja bei Ihnen gewöhnt, Sinclair«, erwiderte er trocken.

Mittlerweile hatte es sich bei den Kollegen herumgesprochen, welchem Job ich nachging.

Mich wunderte es nur, daß dieses Wesen nicht zu Staub verfallen war, nachdem es von der Silberkugel getroffen wurde. Das ließ eigentlich nur einen Schluß zu. Es war nicht dämonischen Ursprungs, sondern durch irgendeine andere Art und Weise hergestellt worden.

Während ich noch überlegte, rief ich Suko an. Er meldete sich schnell. Mit knappen Worten erklärte ich ihm, worum es ging. Ich teilte ihm auch die Adresse mit, wo dieser Jason Kongre jetzt lebte.

»Soll ich dorthin fahren?«

»Ja, das wäre gut. Wir treffen uns im Haus. Ich fahre schon vor, schwing dich auf deinen Feuerstuhl.«

»Mach ich, John. Bis später, und gib acht, daß du keinen Insektenkopf bekommst.«

Es war im Scherz dahingesagt, doch aus so etwas konnte leicht Ernst werden…

Ich blieb einige Minuten still sitzen, wobei ich ahnte, welch eine Aufgabe mir noch bevorstand. Es würde hart werden, verdammt hart sogar. Mit vielen Geschöpfen hatte ich bisher zu tun gehabt, mit

solchen Mutationen allerdings noch nie. Und sie waren auch mit normalen Kugeln zu töten.
Ich verließ den Bentley und holte meinen Koffer hervor. Ersatzmunition befand sich darin. Auch normale Bleigeschosse. Ich steckte ein Magazin in die Ersatzberetta und nahm noch zwei weitere mit.
So gerüstet, hoffte ich, den Gegnern entgegentreten zu können…

***

Sie hatten die Tür wieder verschlossen. Ob die Geschöpfe, die sich noch im Raum befanden, flohen oder nicht, das war ihnen egal. Jetzt drängte die Zeit. Das hatte vor allen Dingen Marvin Mondo eingesehen. Die Mutationen waren ihm egal. Es war ihm auch egal, was mit ihnen geschah, er wollte die technischen Anlagen retten. Und das schaffte er nicht allein, dazu brauchte er die Hilfe eines gewissen Logan Costello.
»Sie haben Telefon?« erkundigte er sich bei Kongre.
»Natürlich, kommen Sie.«
Mondo hob den Hörer von der Gabel, preßte ihn ans Ohr und bekam große Augen.
»Was ist?«
Marvin Mondo stieß einen Fluch aus. »Die Leitung ist tot. Keine Verbindung.«
»Das verstehe ich nicht…«
»Ich auch nicht, aber ich muß telefonieren. Oder haben Sie einen Wagen?«
»Ja, in der Garage.«
»Holen Sie ihn her. Ich werde mit ihm fahren, denn ich muß unbedingt jemandem Bescheid geben.«
»Natürlich.« Kongre eilte davon.
Mondo war verständlicherweise sauer. Er war vom Typ her ein Perfektionist, bei ihm mußte alles stimmen, aber hier ging einiges schief. Da führte dieser Kongre ungewöhnliche Versuche erfolgreich durch, arbeitete mit einer Atomauflösung im Lichtbogen, um die einzelnen Elementarteilchen hinterher wieder zusammenzufügen, und eine dumme zerstörte Telefonleitung konnte die Pläne bis in die Grundfesten erschüttern. So etwas durfte nicht passieren.
Draußen hörte er Motorengeräusch. Erst dachte er an einen Trecker, als er jedoch zur Treppe ging, erkannte er den dunklen Mercedes Diesel. Der war sicherlich schon fünfzehn Jahre alt und qualmte wie ein brennendes Faß mit Teer.
Jason Kongre war ausgestiegen und hatte den Motor weiterlaufen lassen. Die Fahrertür stand offen. »Den können Sie nehmen«, sagte er zu seinem Partner.

Mondo war mißtrauisch. »Fällt der auch nicht auseinander?«
»Nein, bis jetzt noch nicht.«
»Okay, ich vertraue Ihnen.« Mondo setzte sich hinter das Lenkrad und drosch die Tür zu.
Stotternd fuhr der Wagen an. Jason Kongre schaute ihm nach, bis er zwischen den Bäumen verschwand. Dann lief der Wissenschaftler ins Haus zurück.
Er wollte mit seinen Lieblingen allein sein…

***

Die Stimmung schlug schon höher. Nicht nur der genossene Alkohol trug dazu bei, sondern auch der Duft des Gebratenen, der über den Grillplatz schwebte.
»Schaschliks sind fertig!« rief die Frau des Liberos. Mrs. Callum hatte die Rolle der Küchenfee übernommen. Sie organisierte und sorgte dafür, daß alles glatt verlief.
»Und die Bratwürste auch!« brüllte Jock, ihr Mann.
Willie, der Junge mit der Gitarre, war als erster am Grill. Zwei Teller hatte er. Einer war für seine Freundin.
»Schaschlik?« fragte Jock.
»Zweimal.«
»Würste auch?«
»Später.«
»Salat?«
»Gib her.«
Die Frauen hatten die Salate frisch zubereitet. Willie nahm Tomaten und grünen Salat. Mit den beiden Tellern marschierte er zu seiner Freundin, die auf dem Zaun hockte, die Gitarre neben sich gestellt hatte und den Trubel aus skeptischen Augen beobachtete.
Gilda, so hieß sie, gab sich progressiv. Sie wollte mal Lehrerin werden, verachtete alles, was der normalen Gesellschaft Spaß machte, und dachte nur darüber nach, wie schlecht die Welt doch war.
Daß sie mitgekommen war, tat sie nur Willie zu Gefallen, denn in ihn hatte sie sich trotz ihres progressiven Denkanstrichs unsterblich verknallt. Gegen die Liebe kämpften auch Verbesserer oder Veränderer bisher vergebens.
Willie schleuderte seine braune Mähne zurück. »Der Schaschlik riecht gut«, sagte er und reichte seiner Freundin einen Teller. Über das Fleisch hatte Willie noch Ketchup schütten lassen. Es war erhitzt worden, und mit Zwiebelringen sowie Champignons verfeinert.
Gilda löste die Fleichstücke vom Spieß. »Lange brauchen wir ja nicht zu bleiben«, sagte sie.
Willie verdrehte die Augen. »Warum machst du hier eigentlich immer den Spielverderber?«

»Mir passen die Krakeeler nicht.«

»Aber die anderen, die demonstrieren und Autos anstecken sowie Fensterscheiben einschlagen, die sind besser, wie?«

»Da geht es auch um die Sache an sich.«

Willie schob ein Stück Fleisch in den Mund. Da es heiß war, trank er schnell einen Schluck Bier. Er kaute und schluckte. »Die Ausrede kenne ich.«

Gilda schüttelte den Kopf. Ihre fahlblonden Haare hatte sie mit einem roten Stirnband gehalten. Ihr Gesicht war schmal, zeigte zahlreiche Sommersprossen, und manchem Mann wäre sie als Frau zu knochig gewesen, doch Willie liebte knabenhafte Typen. »Das ist keine Ausrede, du siehst das falsch. Wenn du wüßtest, wie dreckig es den Leuten geht. Die wohnen nicht, die hausen. Und dann gibt es einige, die sahnen nur ab.«

Bevor Gilda zu einer Grundsatzrede ansetzen konnte, winkte Willie ab. »Erzähl das deinem Friseur, falls du einen hast. Der hört dir zu, dafür wird er bezahlt.«

»Irgendwann wirst du auch noch mal vernünftig.«

Da grinste Willie. »Wenn ich dir den Laufpaß gebe, wie?«

Gilda blitzte ihn an. »Treib es nur nicht auf die Spitze, ich finde auch einen anderen.«

Willie wischte Soße von den Lippen. »Klar, der diskutiert mit dir, geht aber nicht mit dir ins Bett.«

»Jetzt werde nicht unverschämt.«

»Okay, wir schließen Frieden. Freiwillig bist du schließlich mitgekommen, steh es auch durch.«

Gilda stocherte mit der Plastikgabel auf ihrem Teller herum. Willie sah es. »Schmeckt dir nicht, wie?«

»Doch.«

»Aber…«

»Kein aber.« Sie hob die Augenbrauen. »Wenn deine Freunde betrunken sind, drehen sie wieder durch, das sehe ich schon kommen.«

»Das Thema war doch erledigt.« Willie wurde langsam sauer.

»Ich kann ja auch allein fahren.«

»Dann mach doch, was du willst. Ich jedenfalls bleibe hier. Wir haben uns wochenlang auf das Grillfest gefreut…«

»Wir?«

»All right, wenigstens ich. Und einmal kannst du mir die Freunde auch lassen.«

»Einmal?« Das Girl lachte auf. »Ihr hockt nach jedem Spiel zusammen und sauft euch die Hucke voll. Tolle Sportler, wirklich.«

»Das gehört dazu.«

»He, Willie, Gilda!« Bobby Ransome stand neben dem Grill und

winkte. »Wollt ihr euch nicht zu uns setzen?«

Die beiden warfen einen Blick nach vorn. Die anderen hockten im Kreis. Sie hatten auf Steinen Platz genommen oder auf mitgebrachten Klappstühlen.

»Gleich«, rief Willie zurück. »Erst muß ich meinen Schaschlik verputzen. Schmeckt übrigens klasse.«

»Danke, ich gebe das Kompliment gern weiter.«

Eine Fliege summte heran. Sie kreiste ein paarmal über die Köpfe der beiden, flog auch an ihren Gesichtern vorbei und suchte sich einen Landeplatz aus.

Den fand sie auch.

Es war Gildas Teller.

Das Girl hatte das letzte Stück Schaschlik zwischen die Zähne gesteckt, als die Fliege ihren Platz auf dem Ketchup fand. Dort blieb sie hocken.

Gilda scheuchte sie nicht weg. Sie wunderte sich nur über die Größe des Insekts. Die Fliege war schon ein Brummer, sie schillerte grünlich.

»Mensch, ist die groß«, sagte Gilda.

Willie wollte gerade vom Zaun rutschen und Nachschub holen, als er die Worte hörte. »Wer ist groß?«

»Die Fliege.« Gilda beugte sich weiter nach vorn, um sie besser sehen zu können.

Plötzlich schrie sie auf, und ließ den Teller fallen. Die Fliege, durch die Bewegung aufgeschreckt, summte davon.

»Was ist los?« fragte Willie.

Gilda schaute ihren Freund an. Kreidebleich war sie geworden.

»Die… sie … Fliege, Willie … sie hatte den Kopf eines Menschen!«

***

Der Torwart wollte grinsen, doch sein Gesicht erstarrte zu einer Grimasse. »Willst du mir den Appetit verderben, Gilda?«

»Nein, nein.« Heftig schüttelte das Girl den Kopf. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Die Fliege hatte wirklich einen Menschenkopf.«

»Unsinn.« Willie schaute in die Luft. Durch das Laubdach der Bäume sickerten letzte Sonnenstrahlen. Sie fielen bereits schräg und betupften den Boden, wobei sie zu langen Streifen ausliefen. Im Wald selbst war es schon dunkler. »Ich sehe hier keine Fliege mit einem Menschenkopf.«

»Sie war aber da!«

»Klar. Eine Fliege habe ich auch gesehen. Die saß schließlich auf deinem Teller.«

»Und sie hatte den Kopf eines Menschen.«

»Mann oder Frau?« fragte Willie spöttisch.

»Den eines Mannes.«
»Toll.«
»Hör auf, Mensch. Mit solchen Dingen treibt man keinen Scherz. Das ist grauenhaft.« Sie bekam tatsächlich eine Gänsehaut. »Ich bleibe hier nicht länger.«
Willie hatte ihr nicht zugehört. Er ließ seine Blicke schweifen, sah auch das dichte Buschwerk hinter dem Zaun und glaubte, eine Bewegung zu sehen.
Deshalb bemerkte er nicht, wie die Fliege erneut hinter seinem Rücken anflog und sich auf seinen Teller setzte.
»Da ist sie wieder!« rief Gilda.
»Wo?«
»Auf deinem Teller.«
Von der Gruppe her schallte lautes Lachen zu ihnen herüber.
Deshalb war Willie etwas irritiert. Er blickte erst später auf seinen Teller, den er in der linken Hand hielt.
Sie hockte tatsächlich dort.
Willie schaute genauer. Er wollte sehen, ob ihm seine Freundin da einen Witz unter die Weste gejubelt hatte. Willie beugte den Kopf und hob den Teller gleichzeitig an.
Gilda war einen Schritt zurückgegangen. Sie stand jetzt mit der rechten Seite zum Gitter.
Willie schaute genau. Die Fliege bewegte sich. Sie saugte den süßlich riechenden Ketchup.
Da wurden Willies Augen groß. Plötzlich hatte er das Gefühl, vom einem Kübel Eiswasser übergossen worden zu sein. Gilda hatte nicht gelogen, nein, überhaupt nicht.
Die Fliege auf dem Teller besaß in der Tat den Kopf eines Menschen. Deutlich waren die Haare zu erkennen. Sie schillerten rötlichblond und hoben sich in der Farbe von dem übrigen Fliegenkörper ab.
Willie atmete schwer. Er wußte wirklich nicht, was er tun sollte und schluckte.
»Habe ich recht?« fragte Gilda flüsternd.
Der Torwart nickte.
»Und was machen wir jetzt?«
Willie hob die Schultern. Dabei ließ er die Fliege keinen Moment aus den Augen. »Vielleicht ist sie aus Plastik«, murmelte er, »und da hat sich jemand einen Scherz erlaubt.«
Gilda schüttelte den Kopf. »Nie!« stieß sie hervor. »Nie ist die aus Plastik.«
»Aber eine echte gibt es nicht.«
»Du siehst sie doch vor dir.« Die Haltung des Girls hatte sich versteift. Die Arme lagen am Körper an. Die Hände waren gespreizt, die schmalen Finger erinnerten an die Beine einer Spinne. Auf ihrem

Gesicht lag eine Gänsehaut.
Gilda hatte Angst. Sie fürchtete sich vor dem Unerklärlichen. Das Grauen war nah, sie spürte es instinktiv, und sie wagte kaum, Luft zu holen.
»Ich werde sie töten!« flüsterte der Torwart. »Killen!« Er starrte auf das Insekt, was sich nicht stören ließ, sondern durch den winzigen Menschenmund den süßlichen Ketchup schlürfte. Mit den Beinen tastete es auf der Oberfläche der Soße herum, und vorsichtig bewegte Willie seine rechte Hand.
Nahe dem Rand und dabei quer über den Teller lag der eiserne Schaschlikspieß. Ihn hatte Willie ins Auge gefaßt, und er sollte ihm als Waffe dienen.
Dabei »öffnete« er Daumen und Zeigefinger, so daß beide wie ein Schnabel wirkten. Er führte sie noch näher an den eisernen Spieß heran und griff vorsichtig zu.
Mit den Fingerkuppen umfaßte er den Spieß. Es bereitete ihm ungeheure Mühe, das längliche Stück Eisen hochzuheben. Willie stand unter Streß. Auf seiner Stirn lag der Schweiß dick, und er atmete nur durch den Mund.
Eine unbedachte Bewegung, und die Fliege würde davonsummen.
Vorsichtig hob Willie den Spieß an.
Es klappte.
Die Fliege ahnte von allem nichts. Sie beschäftigte sich weiterhin mit dem süßlichen Ketchup, trank ihn und labte sich daran. Aber sie würde sich wundern.
Willie war aufgeregt. Seine Zunge huschte über die Lippen. Manchmal, beim Elfmeter, da hatte er das gleiche Gefühl. Er traute sich nicht, den Schweiß von seiner Stirn zu wischen, diese unbedachte Bewegung hätte die Fliege unter Umständen verscheucht.
Vorsichtig kippte Willie den Schaschlikspieß. Vorn lief er spitz zu, an seinem anderen Ende befand sich ein Ring, durch den man die Finger stecken mußte, wenn das Fleisch vom Spieß gelöst werden sollte.
Da Willie den Spieß nur mit zwei Fingern festhielt und er sein Gewicht hatte, zitterte er in seiner Hand. Das mußte vermieden werden. Willie konzentrierte sich noch stärker. Es durfte doch nicht so schwer sein.
Ein Stoß – und…
»Paß auf«, flüsterte er Gilda zu. »Gib nur genau acht. Jetzt stoße ich zu…«
Er tat es!
Gedankenschnell rammte Willie den Spieß nach unten. Er hatte genau gezielt – und traf!
Die Spitze des zweckentfremdeten Schaschlikspießes traf die Fliege in der Körpermitte und teilte sie. Willie wollte schon aufatmen, als er das

menschliche Gesicht sah.

Und er horte einen Todesschrei.

Leise nur, aber so voller Qual, daß ihm angst und bange wurde und er hastig den Teller fallen ließ. Sogar das Gesicht hatte er in der letzten Sekunde noch sehen können. Es war seltsam verzerrt gewesen, wie bei einem Menschen, der den letzten Atemzug in seinem Leben macht.

Ich bin ein Mörder! schoß es Willie durch den Kopf. Ein verdammter Mörder!

Gilda sagte nichts. Sie starrte ihren Freund nur an. Die Blicke der beiden jungen Menschen trafen sich, gleichzeitig schauten sie auch ins Leere, sie nahmen sich nicht bewußt wahr. Deshalb reagierte Willie nicht, als er die Bewegung im Gebüsch bemerkte, und das geschah genau hinter Gilda.

Zwei Hände erschienen.

Kräftige Hände…

Gedankenschnell umklammerten sie die Kehle des Mädchens. Gilda kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen, und Willie lähmte das Entsetzen, denn der unheimliche Würger besaß zwar den Körper eines Mannes, dafür einen überdimensionalen Fliegenkopf…

***

Jason Kongre hatte sich die richtige Gegend ausgesucht. Hier konnte er wirklich ungestört seinen verbrecherischen Forschungen nachgehen. Das Haus stand einsam, weit weg von der großen Umgehungsstraße, und da es so einsam lag, hatte es sicherlich auch als Museum schließen müssen, denn wer von den Besuchern fand schon den Weg hierher. Da mußten Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen.

Man konnte es aber mit dem Wagen erreichen. Zwar auf schmalen Wegen, und so manches Mal schleiften Zweige oder Äste über die Karosserie, aber ich brachte meinen Silbergrauen bis vor das Haus des Wissenschaftlers. Für mich war dieser Mensch wahnsinnig. Wer eine so schlimme Methode erfunden hatte, mit der man Menschen manipulieren konnte, der war nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Davon ging ich aus.

Wieder einmal lagen Genie und Wahnsinn dicht nebeneinander.

Schon oft hatte ich es erlebt, da brauchte ich nur an Mr. Mondo oder Dr. Tod zu denken.

Die Mordliga! Inzwischen war sie vollständig, und ich dachte zwangsläufig daran, was geschehen würde, wenn Solo Morasso von dieser Erfindung erfuhr. Nicht auszudenken. Dabei ahnte ich nicht, wie nahe Dr. Tod bereits daran war, die Erfindung für sich und seine teuflischen Pläne zu nutzen.

Ich hielt an.
Der Bentley war der einzige Wagen weit und breit. Vor dem Haus befand sich auch kein direkter Parkplatz, sondern nur eben ein freies Stück, befreit von Bäumen und Büschen, die dafür an den anderen drei Seiten bis dicht an den Bau heranwuchsen.
Manchmal spüre ich, ob ein Objekt einen unheimlichen Eindruck macht. Das warnende Gefühl hatte ich hier nicht. Es war zwar eine Waldlage, und die Umgebung konnte man als schaurig bezeichnen, doch nichts deutete darauf hin, daß mit diesem Haus etwas nicht stimmte.
Ruhig lag es vor mir. Es machte mir auch nicht den Eindruck, bewohnt zu sein.
Ich ging auf die Treppe zu. Dabei sah ich, daß das vor dem Haus wachsende Unkrautgras von Autoreifen geknickt worden war.
Auch hatten sich Spuren in den Boden gegraben. So ganz unbewohnt schien es nun doch nicht zu sein.
Ich wurde noch vorsichtiger.
Der Nachmittag war ziemlich weit fortgeschritten. Zwar stand die Sonne am Himmel, doch aus ihr war mittlerweile ein ziemlich kraftloser Ball geworden. Bald würde sie ganz verschwunden sein, denn im September waren die Tage schon kürzer.
Als ich die Treppe erreicht hatte, blieb ich erst einmal stehen. Ich schaute auf die Fassade, besah mir auch die schmutzigen Fensterscheiben, doch da war niemand, der mich beobachtete. Still, leer, unbewohnt lag das Gebäude vor mir.
Die Treppe besaß ein steinernes Geländer zu beiden Seiten der Stufen. Moos hatte sich darauf abgesetzt. Es fühlte sich weich an, als meine Hände darüberglitten.
Vor der Tür blieb ich stehen, wobei ich meinen Blick senkte und mir das Schloß anschaute.
Es war völlig normal. Kein Sicherheitsschloß, wie man es eigentlich bei so einem einsam stehenden Haus erwarten konnte. Der Besitzer mußte das Gefühl der Angst oder Unsicherheit nicht kennen. Wer solche Experimente durchführte, hatte andere Dinge im Kopf.
Ich schaute in eine große Eingangshalle, die irgendwie ungepflegt wirkte. Da hatte es niemand für nötig gehalten, zu putzen. Der Staub lag nicht nur auf dem Boden, sondern bedeckte auch die Möbelstücke. Die graue Schicht stach sofort ins Auge.
Von Jason Kongre sah ich nichts.
Er mußte meiner Meinung nach hier sein, deshalb rief ich nach ihm. »Mr. Kongre!«
Ich bekam keine Antwort. Auch von den Mutationen sah ich nichts. Wenn sie tatsächlich hier irgendwo steckten, dann gut verborgen.
Das Haus machte auf mich zwar einen leeren, aber keineswegs

unbewohnten Eindruck. Deutlich konnte ich in der Staubschicht die Fußabdrücke erkennen. Sie führten auf die breite Treppe zu, aber an ihr vorbei.

Ich folgte der Spur.

Dabei bemühte ich mich, möglichst leise auf dem Gestein aufzutreten.

Still war es in diesem Haus. Ich hörte Geräusche, konnte jedoch nicht herausfinden, aus welcher Richtung sie meine Ohren erreichten. Als ich genauer lauschte, da vermeinte ich, daß die Geräusche von unten, aus dem Keller, dringen würden.

Ja, der Keller. Wahrscheinlich würde ich dort eine gefährliche Überraschung finden. Ich kannte mich mit Wissenschaftlern wie diesem Kongre aus. Als Privatgelehrte hatten sie ihre Labors fast immer in den unterirdischen Räumen, also versteckt in Kellern oder Bunkern.

Da hatte ich bereits meine Erfahrungen gemacht.

Aber wie kam ich dorthin?

Eine Treppe sah ich nicht. Die normale hörte auf im Erdgeschoß.

Ich schritt durch die Halle. Da war nichts zu sehen. Keine Stufen nach unten.

Dann entdeckte ich den Gang.

Irgendwie paßte er nicht in diese Halle, und ich wollte wissen, wo er endete.

Vor einer Tür.

War dies der Einstieg zum Keller?

Ich probierte den Knauf. Nach links drehte ich ihn. Er ließ sich bewegen, und ich war überrascht, als ich die Tür plötzlich aufziehen konnte. Jason Kongre ließ sämtliche Sicherheitsmaßnahmen außer acht. Er konnte es sich leisten. Für mich war das aber ein Grund, noch vorsichtiger zu sein.

Die breite Treppe war sicherlich nachträglich angelegt worden. Sie paßte nicht zum Äußeren des alten Hauses, denn sie war aus glattem Beton gegossen.

Betoniert auch die Wände des Kellers. Diese Räume konnte man durchaus als atombombensicher bezeichnen. Es gibt ja zahlreiche Firmen heutzutage, die mit der Angst der Menschen Geschäfte machen und solche angeblich sicheren Keller in jedes Haus bauen.

Am Rand der Treppe schlich ich nach unten. Ich fand einen Handlauf. Er bestand aus Eisen. Das Metall kühlte die warme und schweißfeuchte Innenfläche meiner Hand.

Allein war ich bestimmt nicht im Keller, denn die Laute hatten sich verstärkt. Sie waren längst nicht mehr so dünn zu hören, sondern so deutlich, daß ich Unterschiede treffen konnte.

Mitten auf der Treppe blieb ich stehen.

Da war ein Brummen, Summen, ein Heulen und Jaulen zu vernehmen. Laute, die bei mir einen Schauer erzeugten, und ein ungutes Gefühl breitete sich in meiner berühmten Magengrube aus.

Ich wäre vielleicht forscher gewesen, hätte ich nicht den Wespenmenschen gesehen, so aber war ich gewarnt und rechnete damit, auch anderen Mutationen zu begegnen.

Der Schauer auf meinem Rücken verwandelte sich in ein Frösteln.

Ich stand irgendwie unter Strom und zuckte schon zusammen, als eine Fliege dicht an meinem Gesicht vorbeiwischte und ihren Platz neben mir an der Wand fand. Dort klammerte sie sich mit ihren dünnen Beinen fest.

Ich weiß auch nicht, weshalb ich den Kopf drehte, um mir die Fliege anzusehen, wahrscheinlich war es eine Reaktion, die noch mit der Entdeckung des Wespenmenschen zusammenhing. Sofort fiel mir etwas an dem Insekt auf.

Sein Kopf zeigte eine andere Farbe.

Ich schaute genau hin und hatte das Gefühl, von einem Schlag getroffen zu werden.

Die Fliege besaß einen winzigen Menschenkopf! Es war der einer Frau.

Ich hatte gute Augen, konnte das kleine Gesicht sehen, das einen verzerrten Ausdruck zeigte, und glaubte sogar, die Angst erkennen zu können.

Viel war ich gewöhnt. Ich hatte oft gegen die schrecklichsten Monster aus anderen Dimensionen gekämpft, und das waren wirklich Ausgeburten der Hölle gewesen, aber der Anblick dieser Fliege traf mich wesentlich stärker.

Da war die Forschung eine Allianz mit dem Schrecken eingegangen. Ein satanisch veranlagter Mensch hatte mit der Natur manipuliert, und das ließ mich erschaudern.

Töten konnte ich nicht. Nein, ich hätte es nie fertiggebracht, meine Hand auf die Fliege zu klatschen.

Sie flog weg, zog noch einen Kreis und fand ihren Weg in den Keller, dorthin, wo vielleicht noch andere Mutationen lauerten, die bereit waren, mich zu empfangen.

Vielleicht sogar zusammen mit ihrem Schöpfer, denn irgendwo mußte sich Jason Kongre ja verkrochen haben.

Mein Weg führte weiter die Treppe hinab auf den kahlen Betongang zu, wo die Stufen mündeten.

Ein Blick nach rechts und links.

Der Gang war leer, aber die Geräusche blieben. Ich mußte mich nach rechts wenden, denn von dort klangen sie auf. Da entdeckte ich auch eine Tür, die offenstand, und ich konnte aus meiner Perspektive in den Raum hineinblicken.

Viel sah ich nicht. Bewegungen, die mir sagten, daß sich jemand in dem Kellerraum aufhielt.

Ich schlich bis zur Tür vor. Die Waffe hielt ich in der rechten Hand. Es war die Beretta mit normalen Bleigeschossen. Silberkugeln wollte ich für die Monster nicht opfern.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

Nun, ich hatte damit gerechnet, etwas Schreckliches zu sehen, aber was ich nun präsentiert bekam, übertraf meine Erwartungen bei weitem.

Zunächst einmal schaute ich in ein Chaos aus zerstörten Käfigen, zerplatztem Glas, Stroh und Abfall. Dazwischen bewegten sich drei Wesen.

Zuerst fiel mir die Frau mit dem Fliegenkopf auf. Sie war fast nackt, trug nur ein grünes langes Gewand, das durchscheinend wirkte, und drehte sich im Kreis. Der gewaltige Fliegenkopf mit den Glotzaugen machte die Bewegung mit. Manchmal sah das Wesen mich, dann öffnete es die Augen und starrte mich an.

Ich schluckte.

Das zweite Monster sah noch schlimmer aus. Ein Hund, der einen Menschenschädel aufwies. Das Gesicht gehörte einem älteren Mann.

Seine Haut war sonnenbraun, die Haare schlohweiß, sie hingen ihm weit in die Stirn und berührten seine Augenbrauen.

Das Gegenstück dazu sah ich auch. Einen Menschen mit dem Kopf eines Schäferhundes.

O nein…

Ich begann zu zittern. Diese Mutationen waren so schlimm und grausam, daß ich regelrecht Angst hatte, den Keller zu betreten. Am liebsten wäre ich schreiend weggelaufen, aber ich konnte vor den Tatsachen nicht die Augen verschließen.

Bestimmt waren es nicht alle Monster, die Jason Kongre erschaffen hatte. Ich mußte damit rechnen, daß einige das Haus verlassen hatten, denn unter der Decke sah ich einen Luftschacht, der irgendwo oben im Haus verschwand.

Würden sie angreifen?

Noch taten sie nichts. Dann aber stürzte der Mann mit dem Hundeschädel vor. Er bellte. Dabei riß er die Schnauze auf, und ich sah die lückenlosen Zahnreihen. Was dieser Hund vorhatte, lag auf der Hand. Er wollte mir an die Kehle.

Ich wich zurück, hob den Arm und schlug ihm den Revolver quer über die Schnauze. Aufheulend wich er zurück, wobei sein Pendant, der Hund mit dem Menschenkopf, das Gesicht gequält verzog.

Spürte er die Schmerzen?

Ich kam nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken zu machen, denn die Monsterwesen griffen konzentriert an. Sie hatten in mir den

Gegner erkannt und wollten mich töten, bevor ich es tat.

Das Fliegenwesen hatte sich einen Holzstab geschnappt, der massiv und ziemlich stabil aussah.

Damit drosch es zu. Ich tauchte zur Seite und schoß.

Die Kugel drang schräg in den Fliegenkopf. Sogar Blut spritzte hervor. Das Monster stieß einen brummenden Ton aus, drehte sich um seine eigene Achse und brach zusammen, während eine kleine Fliege um mein Gesicht herumschwirrte.

Es war das Gegenstück zu dem getöteten Wesen und mußte einen tiefen Schmerz verspüren. Mit der Hand wischte ich es weg.

Dann kam der Hund. Es war der mit dem Menschenkopf, und er wuchtete sich vom Boden hoch. Seine Pfoten wollten meine Schultern treffen, ich wich nach hinten, so daß er ins Leere sprang, und gleichzeitig fegte mein rechter Arm nach unten.

Mit dem Revolverlauf hatte ich zugeschlagen und traf auch genau.

Plötzlich schüttelte sich der mutierte Hund, und ich sah Blut aus einer Kopfwunde rinnen. Dann brach er zusammen.

Ein scharfes Knurren und Bellen warnte mich vor dem Angriff des Hundemenschen. Er war sehr gefährlich. Ich hatte einen Augenblick nicht aufgepaßt und bekam seine Fäuste zu spüren, die mich an der Seite trafen und in den Keller hineinschleuderten. Der Treffer war hart, ich hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Das merkte das Wesen. Es warf sich sofort in meine Richtung.

Noch in der Drehung feuerte ich.

Krachend entlud sich die Waffe, und die Kugel traf die Brust des Mutanten.

Der verballhornte Hund jaulte, riß die Arme hoch, preßte dann seine Hände gegen die Wunde und brach zusammen. Zuckend blieb er auf dem Boden liegen.

Ich stand leicht gebückt da, war in Schweiß gebadet und zitterte am gesamten Körper. Der Kampf mit diesen Wesen hatte mich schwer mitgenommen. Die Wesen lagen tot vor mir, und ich quälte mich mit Selbstvorwürfen.

War ich nun ein Mörder, ein Killer? Hatte ich Leben zerstört?

Wirkliches, echtes Leben?

Ich wußte es nicht, doch ich ging davon aus, daß ich nicht anders hatte handeln können. Diese Wesen durften auf keinen Fall frei herumlaufen, ich wüßte auch keinen Platz auf der Welt, wo man sie hätte hinschaffen können.

Es war still geworden.

Deshalb hörte ich das leise Weinen. So schrecklich, daß es mir kalt den Rücken hinablief. Meine Augen suchten den Raum ab, ich wollte die Quelle des Gefühlsausbruches finden und sah die kleine Fliege. Sie hatte ihren Platz auf der Frau mit dem Fliegenkopf gefunden. Das

Insekt weinte um sein Pendant.

Meine Kehle war wie zugeschnürt, als ich mit schleppenden Schritten auf die Tote zuging, mich hinkniete und die kleine Fliege sah. Sogar die Tränen konnte ich sehen, wie sie als winzige Perlen über das Gesicht liefen.

Es war eine Szene, wie man sie schauriger sich kaum vorstellen kann. Und ich würde sie nie in meinem Leben vergessen, das stand jetzt schon fest.

Die anderen Monster hatte ich getötet. Sollte ich die Fliege auch umbringen?

Ich hob die rechte Hand.

Nein, ich konnte es nicht und ließ den Arm wieder sinken. Das brachte ich nicht fertig. Die Fliege sollte leben, mein Gott, sie würde doch irgendwann eingehen.

Ich stand wieder auf. Mit gesenktem Kopf verließ ich den Raum des Schreckens. Dieses Haus war zu einem wahren Horror-Tempel geworden. Und den Verantwortlichen hatte ich noch immer nicht gefunden. Irgendwo mußte er sich versteckt halten.

Auf dem Gang stehend, wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Das Zittern ließ allmählich nach, ich konnte mich wieder auf die weiteren Aufgaben konzentrieren.

An erster Stelle stand Jason Kongre. Falls er sich noch im Haus aufhielt, würde ich ihn finden. Er selbst hatte sich nicht gezeigt, obwohl er die Schüsse gehört haben mußte.

»Kongre!« rief ich.

… ongre … ongre …

Das Echo hallte durch den kahlen Gang, doch ein Erfolg stellte sich nicht ein.

»Zeigen Sie sich!«

Jason Kongre tat mir den Gefallen nicht. Er gab auch durch nichts zu erkennen, wo er sich versteckt hielt, falls er sich überhaupt in diesem Haus befand.

Ich wandte mich jetzt der anderen Richtung zu, denn dort hatte ich ebenfalls einen Raum entdeckt, zu dem die Tür nicht verschlossen war, sondern offenstand.

In diesem Raum war es still. Ich vernahm keinerlei Geräusche, die auf irgendeine Gefahr hingedeutet hätten.

An der Decke brannten Leuchtstofflampen. Sie schufen eine schattenlose Helligkeit, die mir den Weg wies.

Hin und wieder drehte ich mich um, denn Vorsicht ist in meinem Beruf die beste Lebensversicherung. In meinem Rücken drohte keinerlei Gefahr. Der Gang blieb leer.

Ich schaute zuvor in den zweiten Kellerraum hinein, bevor ich ihn betrat.

Es war das glatte Gegenteil des ersten. Nichts Lebendes konnte ich sehen, sondern nur technische Geräte. Dieser Keller schien mir das Labor zu sein, das Herzstück des Hauses. Hier wurden die Monster geschaffen.

Zur Hälfte stand die Tür offen. Fast konnte ich das gesamte Labor überblicken, bis auf den Winkel hinter der Tür. Und dort lauerte die Gefahr.

Ich wollte auch da nachsehen, aber man ließ mich nicht mehr dazu kommen. Mein unsichtbarer Gegner war schneller. Er hatte hinter der Tür gelauert und knallte sie ohne Warnung zu.

Ich stand zwischen ihr und der Schwelle, konnte nicht mehr ausweichen und bekam das Türblatt voll mit. Ich spürte die Klinke in der Hüfte und wurde zur Seite geschleudert. Bevor ich mich fangen konnte, war mein Gegner da.

Schnell wie ein Schatten, und er hielt irgend etwas in der Hand, mit dem er zuschlug.

Den Kopf wollte er nicht treffen, sondern nur irgendeine Stelle meines Körpers.

Und das reichte.

Mein gellender Schrei zitterte durch den Keller. Ich hatte das Gefühl, als würden tausend Volt durch meine Adern jagen, ich bäumte mich noch einmal auf und fand nicht die Kraft, auf den Beinen zu bleiben.

Haltlos sackte ich zusammen…

***

Sekundenlang geschah nichts. Ich lag auf dem Boden, unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Der Schlag hatte mich paralysiert.

Wellenartig tobte der Schmerz durch meinen Körper, breitete sich aus, schoß hoch bis zum Gehirn und füllte es mit kleinen, aber schmerzhaften Explosionen. Gern wäre ich bewußtlos geworden, doch der Schlag war so dosiert, daß ich diesen Zustand nicht erreichte.

Dann hörte ich das Kichern. Und ich sah die Gestalt. Neben der Tür stand sie, hielt einen schmalen Stab in der Hand, der metallisch glänzte.

Jason Kongre!

Zum erstenmal sah ich ihn, er stand mir gegenüber und schaute aus kalten Augen auf mich herab.

Meine Vorsicht hatte nicht ausgereicht. Kongre war raffinierter gewesen.

Ich schluckte, holte Luft, krümmte mich dabei, verzog das Gesicht und stöhnte.

»Ja«, sagte er, »wimmere nur, du hast es verdient, du dreckige Ratte. Du hast sie umgebracht, und dafür wirst du büßen, das verspreche ich dir!«

Haß glänzte in seinen Augen. Haß, Triumph und auch Vernichtungswille. Dieser Mann würde mir keine Chance lassen. Schaurig sah er aus, in seinem gelbbraunen Mantel, den blauen Kittel darunter, und mit dem langen Schal, den er sich um den Hals geschlungen hatte. Das schlohweiße Haar stand von seinem Kopf ab, als wäre es toupiert.

Ein Besessener, ein Wahnsinniger…

»Wer bist du?« fuhr er mich an.

Ich hatte Mühe, die Antwort zu formulieren. Stockend sagte ich meinen Namen.

Er lachte. »Dich hat Bennet also angerufen. Schön, daß wir uns begegnen. Und wie kommst du hierher?«

»Ich… Ich habe Sie gesucht, Kongre. Ich wollte den Verbrecher sehen, der Menschen zu Monstern macht. Und ich wollte ihm das Handwerk legen.«

Da lachte er. »Mir das Handwerk legen. Ja, ihr habt euch nicht geändert. Ihr seid nach wie vor noch immer die arroganten Schweine wie früher. Aber niemand kann mehr in meine Forschungen hineinreden. Ich habe sie zu Ende geführt und auch die nötige Unterstützung bekommen.«

»Wer hat Sie unterstützt?«

»Da du sowieso nicht mehr als Mensch das Haus hier verlassen wirst, kann ich es dir sagen. Marvin Mondo, ein Mann mit weitreichenden Beziehungen. Er hat mich besucht und mir seine Hilfe zugesagt. Er kennt eine Gruppe, die mich aufnehmen und für meine Erfindungen viel Geld bezahlen wird.«

Ich hatte es befürchtet und geahnt. Jetzt bekam ich den Beweis. Dr. Tod und seine Mordliga hatten tatsächlich Wind von der Erfindung bekommen und sich an Jason Kongre herangemacht. Nun ging nichts mehr. Wenn die Mordliga einmal ihre Finger in dem Fall stecken hatte, war alles zu spät.

»Wo ist Mondo?«

»Er kommt wieder, denn wir brechen die Zelte hier ab. Wir nehmen nur noch die Geräte mit.«

Die hatte ich gesehen. Sie bestanden nur aus zwei Käfigen und einer Steuerkonsole. Eigentlich ganz einfach, aber mit einer teuflischen Genialität erfunden. Klar, daß sich Solo Morasso so etwas nicht entgehen lassen würde.

»Wie viele Monster gibt es noch?« fragte ich.

»Einige, Sinclair. Du hast es nicht geschafft, sie alle zu töten. Sie sind geflohen und haben sich in den umliegenden Wäldern verkrochen. Schade, daß ich nicht mehr mitbekomme, wie sehr sie die Menschen in Angst und Schrecken versetzen, dann bin ich längst weg. Noch am heutigen Abend kommt Marvin Mondo und holt mich ab. Zuvor werde

ich noch ein Monster erschaffen. Das gebe ich ihm gewissermaßen als Geschenk hinzu.«

Mir war klar, wen er mit dem Monster meinte. Mich.

Teuflisch war sein Lächeln, als er zwei Schritte zurückging und einen Schalter an der Konsole herumdrehte.

Ein Summen ertönte.

Meine Augen verdrehten sich, so daß ich einen Käfig sehen konnte. In ihm begann es zu summen, und ich hatte das Gefühl, als würden winzige Funken zwischen den einzelnen Käfigseiten hinund herfliegen.

»Das nennt man Aufladung«, erklärte mir Kongre.

»Und was geschieht danach?« Ich wollte es eigentlich gar nicht wissen, weil ich es mir denken konnte, aber ich brauchte Zeit.

Vielleicht verlor sich die Lähmung, so daß ich mich wieder bewegen konnte und auch an die Pistole herankam, die mir aus den Fingern gerutscht war und unerreichbar weit von mir entfernt lag.

Da lächelte Kongre. Es war das Lächeln eines Siegers, den nichts mehr erschüttern konnte. »Ich habe lange geforscht«, erklärte er mir, »und obwohl man mich abgewiesen hatte, konnte ich es nicht lassen, weiterhin an meinen Forschungen zu arbeiten. Das Gebiet der Physik hat mich ebenso interessiert wie das der Biologie, und es ist mir tatsächlich gelungen, eine Methode zu entwickeln, die man als genial bezeichnen kann. Ich habe es durch Strahlen, durch Willen geschafft, daß sich die Atome eines Menschen oder eines x-beliebigen Gegenstandes unter bestimmten Bedingungen auflösen und sich an einer anderen Stelle wieder zusammensetzen. Wenn ich dich in den Käfig sperre, Sinclair, wirst du dich auflösen. Deine Atome wandern durch einen Lichtbogen und fügen sich in dem zweiten Käfig zusammen. Dort entstehst du, und nichts erinnert mehr daran, daß du vor Sekunden noch an anderer Stelle gewesen bist. So weit, so gut. Doch es gibt einen Haken bei der Sache. Die Käfige müssen leer sein. Es darf sich kein weiteres Lebewesen mehr darin befinden, denn wenn das der Fall ist, geraten die einzelnen Elementarteilchen außer Kontrolle, und es kommt zu den bekannten Mutationen, wie du sie ja gesehen hast. Ein Käfig ist leer, doch in dem zweiten befindet sich eine kleine Wespe, die den Kopf meines Assistenten Al Bennet trägt. Wenn deine und seine Atome sich auflösen, wird Al Bennets Kopf mit deinem Körper in einem Käfig stehen, und dein Schädel wird auf dem Körper der Wespe sitzen. Na, wie gefällt dir das?«

Diese Frage hätte er sich sparen können. Ich erzitterte innerlich vor Angst und Grauen. Das durfte doch nicht wahr sein, was er mir da sagte, aber ich brauchte nur in seine Augen zu schauen, um erkennen zu können, daß er nicht gelogen hatte.

Jason Kongre verzog die Mundwinkel. »Warum sagst du nichts dazu, John Sinclair? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Sie sind ein Teufel!« zischte ich.
»Ja.« Er lachte. »Du hast es erfaßt. Ich bin ein Teufel, ein Satan, aber der ist nichts gegen mich. Im Gegenteil, ich fühle mich über ihn erhaben. Es wird mir wirklich eine Freude sein, wenn ich Mondo beweisen kann, was ich hier geschaffen habe. Wenn es soweit ist, verlasse ich den Raum und werde Mondo von einer Zelle aus anrufen, damit er so rasch wie möglich kommt.«
Die letzten Worte hatte ich kaum wahrgenommen. Ich dachte nur darüber nach, wie meine Chancen standen. Verdammt schlecht, wie ich ehrlich zugeben mußte. Noch immer durchtobte mich dieses Rieseln, wenn Sie verstehen, was ich meine. Dabei hatte ich das Gefühl, als wären meine Adern nicht mit Blut, sondern mit einem perlenden Wasser gefüllt. Ich kam einfach nicht von der Stelle.
Dieser Teufel hatte mich mit seinem Elektrostab geschafft.
Jetzt kam er vor, bückte sich, und ich sah sein Gesicht dicht vor mir.
Ich hätte ihm am liebsten meine Faust in die Visage geschlagen, dabei konnte ich nicht einmal den kleinen Finger rühren.
Jason Kongre faßte mit seinen Händen unter meine Achselhöhlen und zog mich hoch. Die Beine schleiften über den Boden, als er mich auf den Käfig zuschaffte, dessen Tür bereits offenstand. Es bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, mich in das schaurige Gefängnis zu schaffen, wo er mich kurzerhand auf den Boden warf und ich dort zusammensackte, wobei ich gekrümmt liegenblieb.
Dann rammte er die Gittertür zu und verschloß sie. Zehn Finger krallte er in das Gitter und starrte mich an.
Seine Augen leuchteten gelblich. Selten hatte ich bei einem Menschen so einen Ausdruck gesehen.
»Bald«, flüsterte er, »bald ist es soweit.« Er löste die Finger und rieb sich die Hände. »Du wirst die Hölle erleben, und man wird dich bestimmt nicht töten, obwohl der Tod eine Erlösung für dich bedeuten kann.«
Ich gab keine Antwort darauf, sondern dachte an Suko. Himmel, der Chinese war doch unterwegs. Ich hatte ihn angerufen. Warum kam er denn nicht? Er mußte das Haus längst erreicht haben.
Ich konnte aus meiner Lage nicht nur die Konsole sehen, an die sich der wahnsinnige Wissenschaftler jetzt hinstellte, sondern auch die Tür. Kongre hatte sie nicht geschlossen. Mein Blick fiel auf einen leeren Gang.
Von Suko keine Spur…
Ich war und blieb allein.
Allein mit diesem wahnsinnigen Teufel!
Jason Kongre konzentrierte sich. Seine Lippen hielt er fest geschlossen, die Augen bewegten sich und glitten über die Instrumente. Ja, es war alles in Ordnung, nichts konnte mehr

schiefgehen.
Einen letzten Blick warf er auf seine Opfer. Da lag dieser Sinclair gekrümmt auf dem Boden. Noch, mußte man sagen, denn die Wirkung des Stabes würde bald nachlassen, dann konnte sich der Mann wieder bewegen. Aber was machte das schon? Wenn er es schaffte, würde Kongre den Apparat einschalten.
Ich spürte genau, daß etwas hinter der Schädeldecke des teuflischen Wissenschaftlers vorging. Leider konnte ich keine Gedanken lesen, aber auf einmal gelang es mir, den Arm zu heben.
Ich konnte mich bewegen.
Die Beretta!
Himmel, ich hatte ja noch die Beretta. Wenn ich sie in die Finger bekam, dann…
Selten zuvor habe ich so schnell nach der Waffe gegriffen und war doch zu langsam.
In diesem Augenblick lachte Jason Kongre diabolisch auf und legte den Hebel um.
Ich hörte noch das Knistern, spürte einen gewaltigen Schlag, der meinen Körper erfaßte und dann nichts mehr…

***

Das Monster kannte kein Pardon!
Es hatte zugepackt und zog das sich wild sträubende Mädchen rücklings über den als Absperrung dienenden Zaun. Dieses Wesen mit dem Fliegenkopf besaß gewaltige Kräfte, die es jetzt ausspielte, und es ließ Gilda keine Chance.
Sie wollte schreien, hatte auch bereits den Mund geöffnet, doch nicht ein Laut drang aus ihrer Kehle. Wie zugeschnürt war sie. Gilda merkte kaum, daß sie zu Boden fiel und in das Gebüsch gezerrt wurde.
Willie, der Torhüter, hatte alles mit angesehen. Normalerweise hätte er eingegriffen und das Leben seiner Freundin verteidigt, aber diese Szene hier war so unwirklich, daß er im ersten Moment an eine Halluzination dachte oder an einen Traum.
Das konnte es nicht geben. Menschen mit einem Fliegenkopf. So etwas war unmöglich…
Dann sah er Gilda nicht mehr.
Und auch die anderen hatten nicht zugesehen. Sie waren zu sehr mit sich selbst und ihrem Essen beschäftigt.
Willie erwachte wie aus einem langen Schlaf. Als Raster fügten sich in seinem Kopf die einzelnen Teile zusammen und formierten sich zu einem Gedanken.
Gilda war weg, ein Monster hatte sie geholt.
Ja, ein Monster!
Scharf und klar stand der Gedanke in seinem Hirn. Und er löste jetzt

erst die Reaktion bei dem jungen Mann aus. Seine Augen wurden weit, der Mund öffnete sich zu einem Schrei, auf dem Absatz warf Willie sich herum und rannte.

Diesmal schnürte ihm das Grauen nicht die Kehle zu. Wie angeschossen spritzten die übrigen Gäste von ihren Sitzgelegenheiten hoch, als sie Willie schreien hörten.

Da fielen Flaschen um und Teller zu Boden. Jeder hörte die sich überschlagende Stimme.

Bobby Ransome reagierte als erster. Er fuhr herum, sah Willie rennen und lief ihm entgegen.

Die beiden stießen zusammen.

Willie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, den Mund weit aufgerissen und schrie.

»Hör auf!« brüllte Bobby.

Der Torwart brüllte weiter.

Da schlug Ransome zu. Jeder vernahm das Klatschen, als seine Hand zweimal am Kopf des jungen Mannes landete. Die Wangen färbten sich dunkelrot, das Schreien wurde leiser und endete in einem Wimmern. Er weinte.

»Was ist geschehen?« schrei Ransome. Die anderen hatten sich inzwischen um die beiden versammelt. Mit neugierigen und auch ängstlichen Gesichtern schauten sie auf Willie.

»Sie… Sie ist weg.«

»Wer?«

»Gilda.« Der junge Torhüter konnte kaum sprechen. »Wirklich, sie ist verschwunden.«

»Deshalb brauchst du doch nicht zu schreien.« Ransome lachte, und die anderen stimmten mit ein.

Für einen Moment schaute Willie irritiert. »Doch«, flüsterte er, »ich muß schreien, ich will sogar schreien. Sie ist nämlich nicht freiwillig gegangen. Ein Monster hat sie geholt. Versteht ihr? Ein verdammtes Monster!« Er drehte sich um und deutete dorthin, wo er zuvor mit Gilda gesessen hatte.

»Wir sehen nichts«, sagte Jock Callum, der Libero.

»Es war ein Mensch mit einem Fliegenkopf!« stieß der junge Torhüter hervor. »Grauenhaft sah er aus, auf seiner Schulter saß der riesige Fliegenschädel, und dieses Monster hat Gilda geholt. Es hat sie gewürgt, versteht ihr?«

»Ja, ja, sicher.« Bobby Ransome nickte und legte einen Arm um die Schultern des Mannschaftskameraden, wobei er den anderen einen Blick mit verdrehten Augen zuwarf, der besagen sollte, daß der gute Willie ein Spinner war.

Die meisten nickten. Manche lächelten spöttisch, allerdings nicht die Frauen, ihnen waren die Schreie unter die Haut gegangen. Verstohlen

blickten sie um sich.

Plötzlich riß Willie sich los. Er ballte die Hände zu Fäusten und schrie: »Verdammt, wir müssen sie suchen. Das Monster hat sie ins Gebüsch geschleppt. Es wird sie töten!«

Ransome winkte ab. »Hör doch auf mit dem Unsinn. Du hast uns erschreckt, okay…«

»Es ist wahr!« Die Stimme überschlug sich, und Tränen stürzten aus Willies Augen.

Bobby Ransome drehte sich um. Sein Blick suchte Jock Callum.

Der hob die Schultern. Seine Frau stieß ihn an.

»Ihr könnt ruhig nach Gilda suchen«, sagte sie.

Callum hatte sich entschlossen. Er drängte sich vor und nickte.

»All right, wir werden sie suchen. Bist du damit einverstanden, Willie?«

»Ja.«

Die Gruppe machte sich auf den Weg. Willie ging mit. Die Teller, von denen er und Gilda gegessen hatten, lagen noch auf dem Boden.

»Ich habe auch eine Fliege getötet, die einen Menschenkopf hatte«, flüsterte Willie.

Nur Callum hörte die Worte, er überging sie jedoch, denn er hielt Willie wirklich für einen Spinner.

Domingo Newton, der schwarzhaarige Mittelfeldspieler, sprang über den Zaun und ging in die Knie. »Hier ist das Gras tatsächlich geknickt«, sagte er.

»Und?« fragte Ransome.

»Eine Spur!« keuchte Willie. Er riß sich los und kletterte gewandt über den Zaun. Auf der anderen Seite sprang er nach unten. »Wir müssen ihr nachgehen…«

»Ja, ja.« Zwei Männer begleiteten Willie, der bereits vorgelaufen war und mit beiden Händen Buschwerk teilte. Es waren Domingo Newton und Jock Callum.

Willie brach bereits durch die Büsche. Er wollte seine Freundin so schnell wie möglich finden. Dabei achtete er nicht darauf, daß ihm Zweige gegen das Gesicht schlugen und aus dem Boden wachsende Wurzeln zu Stolperfallen wurden.

Er wollte Gilda.

Und er fand sie.

Sie lag auf weichem Moos. Ihr Kopf war seltsam verdreht. Blut lief über ihr Gesicht, und gebrochene Augen starrten gegen das Laubdach der Bäume.

Willie blieb stehen, als wäre er vor eine Wand gelaufen. Wie ein lebendes Denkmal stand er vor der Toten und war unfähig zu begreifen, was geschehen war.

Vor einigen Minuten noch hatte sie gelebt, jetzt war sie tot. Ein

neunzehnjähriges Girl, das vom Leben noch alles zu erwarten hatte, war einem Killer zum Opfer gefallen.

»Mein Gott!« Domingo Newton hatte die beiden Worte geflüstert, während Jock Callum überhaupt nichts sagen konnte, weil ihm der entsetzliche Anblick die Kehle zuschnürte.

Es waren die beiden gesprochenen Worte, die Willie aus seiner totenähnlichen Starre rissen.

Plötzlich begann er zu schreien, warf sich nach vorn und über das Mädchen. Er preßte sein Gesicht gegen seinen Leib, seine Schultern zuckten, all der Schmerz und die Trauer, die er in diesem schrecklichen Augenblick empfand, brachen sich Bahn.

Andere kamen hinzu. Auch sie blieben abrupt stehen, als sie die Tote sahen.

Die Mitglieder der Mannschaft zeigten überhaupt keine Reaktion.

Sie schauten nur ins Leere. Unbegreiflich war so etwas, einfach grauenhaft.

Die Frauen unter ihnen schlossen die Augen. Gesichter zuckten, Tränen quollen aus halb zugedrückten Lidern. Es war Jock Callums Frau, die den Bann brach. Ihr Blick war über Willie und die Tote hinweggeglitten, und sie hatte etwas entdeckt, was wider die Natur war, was es nicht geben durfte.

Um den unteren stärksten Ast ringelte sich eine Schlange. Sie besaß einen grünbraun schillernden Körper und den Kopf einer Frau!

***

Der Frauenschrei durchbrach die bleierne Stille. Alle zuckten zusammen, nur Willie nicht. Er weinte nach wie vor in seinem grenzenlosen Schmerz.

»Da!« schrie Mrs. Callum. »Da!« Ihr Gesicht war verzerrt, und sie hatte den rechten Arm ausgestreckt, wobei sie mit dem Zeigefinger dorthin wies, wo sich die Schlange befand.

Jetzt schauten auch die anderen.

Ungläubig zuerst, dann jedoch nistete sich das Entsetzen in ihre Pupillen, denn die Schlange auf dem Ast blieb nicht ruhig, sondern griff an.

Sie hatte sich ein Ziel ausgesucht.

Willie!

Er kniete nach wie vor am Boden, hatte den Oberkörper über seine tote Freundin gebeugt und ahnte nichts von der schrecklichen Gefahr, die sich über ihm zusammenbraute.

»Willie!« schrie Ransome.

Der Torhüter hörte nicht.

Ein letzter Ruck, die Schlange fiel dem Boden entgegen und hatte ihr Opfer gepackt. In Windeseile umschlang sie den Körper des jungen

Mannes, preßte ihm die Arme an den Leib und hievte Willie, der im Moment nicht wußte, wie ihm geschah, ein Stück in die Höhe.

Dann kippten beide zur Seite. Erst jetzt begriff der junge Mann. Er sah den schrecklichen Schlangenleib und auch das Menschengesicht, das dicht vor dem seinen erschien.

Den Mund hatte die Frau offen. Eine lange Zunge zuckte daraus hervor und klatschte in Willies Gesicht. Namenloses Entsetzen erfaßte ihn.

Er wollte schreien, bekam dabei kaum Luft in die Lungen, und so wurde es nur ein erbärmliches Röcheln, das über seine totenblassen Lippen drang.

Jock Callum sprang vor. Er hatte sich als erster aus seiner Erstarrung gelöst. »Wir müssen was tun!« schrie er und packte den Schlangenleib dicht unter dem Kopf. Verzweifelt bemühte er sich, ihn zurückzubiegen, doch die Schlange besaß eine wesentlich größere Kraft als der Mensch. Sie stemmte sich gegen den Griff und drückte gleichzeitig mit ihrem anderen Körper zu.

Willie ächzte.

Er war weiß angelaufen, die Augen traten ihm aus den Höhlen, keine Luft drang mehr in seine Lungen, während die gefährliche Monsterschlange immer stärker zudrückte und ihn auf eine langsame und schreckliche Art und Weise tötete.

»Helft mir doch!« brüllte Callum. »Verdammt, so steht nicht einfach rum!«

Er bekam keine Hilfe, denn was er nicht sehen konnte, hatten die anderen entdeckt.

Zwei Monster waren aus dem Unterholz erschienen. Das eine Wesen besaß den Körper einer Frau und den Kopf der Schlange.

Das andere den Körper eines Mannes und als Gegenstück einen gewaltigen Fliegenschädel.

Es lag auf der Hand, was diese Monster vorhatten. Lebend sollte den Wald niemand mehr verlassen…

***

Ich spürte nichts, ich merkte nichts, ich hatte nicht einmal eine Ahnung.

Aber ich war erwacht, konnte denken, überlegen, kombinieren.

Mein Gehirn arbeitete normal, sofort setzte auch wieder die Erinnerung ein.

Das Haus, die Monster, das Zusammentreffen mit Jason Kongre, seine teuflische Erfindung, dessen Opfer ich werden sollte – und es nicht geworden war, denn ich…

Da stockten meine Gedanken. Plötzlich wurde mir bewußt, daß die gesamte Welt verkehrt war. Ich sah sie aus einer völlig anderen

Perspektive.

Um mich herum wirkte alles riesig, gewaltig und groß. Als hätten sich die Dimensionen verschoben.

Die Dimensionen?

Nein, die hatten sich nicht verschoben, ich war manipuliert und verändert worden.

Kongres Worte fielen mir ein.

»Dein Kopf wird auf den Körper der kleinen Wespe gelangen, und dafür wird dein normaler Körper seinen Platz für den Kopf meines Assistenten freimachen.«

So ähnlich hatte er gesprochen. Und seine Worte waren in der Tat eingetreten.

Ich, John Sinclair, besaß noch meinen normalen Kopf, wenn auch verkleinert. Ich konnte denken, fühlen, handeln, aber mein Kopf saß auf dem Körper einer Wespe.

Und plötzlich flog ich. Wahrscheinlich war es der Schreck, der mich so handeln ließ. Vom Boden hob ich ab, sah vor mir das Gitter und klammerte mich daran fest.

Ich schrie!

Weit riß ich den Mund auf, um all meine Angst hinauszubrüllen, wollte auf mich aufmerksam machen, und während mein eigener Schrei von mir als ungeheuer kräftig empfunden wurde, war er von Kongre wohl kaum zu hören.

Ich sah ihn genau.

Unheimlich und gewaltig kam er mir vor. Wie ein ungeschlachter Riese, der sich langsam bewegte, sich drehte und nun auf meinen Käfig zutrat.

Hastig flog ich zurück.

Lachen!

Wie Donnerhall dröhnte es mir entgegen. Verzweifelt klammerte ich mich an dem Gitter fest. Atem traf mich und hätte mich fast zu Boden geworfen.

Das Lachen wollte nicht aufhören. Jason Kongre kostete seinen Triumph voll aus, und ich wurde vor Angst und Grauen geschüttelt.

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Zusammen mit Suko war ich wohl einmal verkleinert worden und hatte schreckliche Abenteuer in der Mikroweit erlebt, auch war ich einmal zu einem Werwolf geworden, aber eine Tiermutation, das war ich noch nie gewesen.

Hilflos war ich meinem Peiniger ausgeliefert. Er konnte mich zwischen zwei Fingern zermalmen!

Und das sagte er mir auch. »Ja, Sinclair, so wollte ich dich haben, so hilflos, wie es bei all meinen Gegnern sein muß. Ich brauche nur in den Käfig zu greifen und dich zu packen. Ein Druck mit zwei Fingern, und ich kann dich zerquetschen. Mich wolltest du besiegen.« Er lachte

wieder. »Das schafft niemand. Keiner auf der Welt kann es, denn ich habe das Wissen und die Macht.«

Ich hörte die Worte, und verdammt noch mal, er hatte wirklich nicht übertrieben.

Jason Kongre war schlimmer als der Satan!

Riesengroß sah ich seine Hand vor dem Gitter. Dann schnippte er mit dem Zeigefinger und zielte dabei dorthin, wo ich mich festgekrallt hatte.

Der Maschendraht bewegte sich. Ich kam mir vor wie auf einem schwankenden Schiff, wurde zurückgeschleudert, prallte wieder nach vorn und flog davon.

Kongre kreischte vor Vergnügen. »Jetzt hast du Angst, wie?« Er lachte weiter. »Schade, daß ich keine fette Spinne besitze. Sie hätte ich gern in den Käfig zu dir gesteckt, jedoch sind mir die Spinnen ausgegangen.« Er rieb sich die Hände und deutete dann auf den anderen Käfig. »Hast du dir eigentlich dein Gegenstück angesehen, John Sinclair?«

Ich hatte mich dicht unter dem Dach des Käfigs festgeklammert und bisher vermieden, in die andere Richtung zu schauen. Jetzt tat ich es.

In dem zweiten Käfig stand ein Mann. Er besaß meinen Körper, trug die gleiche Kleidung, doch sein Kopf war ein völlig anderer. Er gehörte Kongres Assistenten Al Bennet, dessen Körper einst ein Fliegenkopf geziert hatte und der von mir getötet worden war.

Ich wollte raus.

Weg aus diesem verfluchten Käfig, aber da waren nicht nur die Eisenstäbe, die jetzt kein Hindernis mehr bedeutet hätten, sondern auch noch das Maschendrahtgitter.

Da kam ich nicht durch!

Ich mußte daran denken, daß der Mann mit meinem Kopf und dem fremden Körper auch noch meine Waffe besaß, das Kreuz, die Beretta mit den Silberkugeln, aber was nutzte es mir in diesen schrecklichen Augenblicken?

Ich würde das geweihte Kreuz höchstens anschauen können, mehr nicht.

Jason Kongre nickte zufrieden. Den Kopf hatte er erhoben, um mich sehen zu können. »Ja, es ist gelungen«, stellte er noch einmal fest. »Es ist sogar sehr gut gelungen. Mondo wird seine Freude haben, wenn er das sieht. Ich hole ihn jetzt. Für die Wartezeit wünsche ich dir viel Spaß…«

Ein letztes Lachen, das wie Donnerhall durch den Raum schallte, dann ging er, und ich war allein.

Allein mit meinem Elend, mit meinen Sorgen und mit meiner grenzenlosen Angst.

Würde ich jemals einen Ausweg aus dieser Situation finden oder hier

elendig als Wespenmensch eingehen? Das letztere war wahrscheinlicher. Suko war nicht gekommen, somit hatte sich meine letzte Hoffnung nicht erfüllt.

Ich krabbelte etwas weiter und schaute zu dem zweiten Käfig hin.

Dort bewegte sich der Mann mit meinem Körper. Er hatte bisher nichts gesagt, jetzt aber versuchte er, den Käfig zu öffnen, was ein aussichtsloses Unterfangen war.

Dann begann er zu schreien.

»Holt mich hier raus, verdammt! Ich will hier raus!« Sein Gesicht verzerrte sich. Er trommelte gegen die Stabe und auch gegen den Maschendraht.

Niemand hörte sein Schreien, und die Stimme verklang.

Es wurde ruhig.

Ich flog in meinem Gefängnis hin und her, summte von einer Seite zur anderen, und plötzlich hörte ich etwas, was mich ungeheuer erschreckte.

Schüsse!

***

Durch einen Dieb war Suko aufgehalten worden.

Der Chinese entdeckte den Mann in der Tiefgarage, wo die Harley stand. Der Knabe wollte nicht die Maschine klauen, sondern einige Teile abmontieren. Aus Tarnungsgründen hatte er sich einen blauen Arbeitsanzug übergestreift.

Suko sah ihn sofort, der andere den Chinesen jedoch nicht, so daß Suko ungehört in den Rücken des Kerls gelangen konnte und dicht hinter ihm stehenblieb.

»Im Geschäft bekommst du die Sachen viel billiger«, sagte mein Freund.

Der Dieb schoß hoch, als hätte ihm jemand einen Nagel in den Allerwertesten gerammt. Dann flirrte er herum und fragte: »Wieso?«

»Weil du für deinen Krankenhausaufenthalt sicherlich mehr blechen mußt«, erwiderte Suko.

Er ließ dem anderen den ersten Schlag. Der hämmerte auch zu, doch Suko fing die Faust ab und konterte. Fünf Sekunden beschäftigte er sich mit dem Knaben, dann konnte der seine Knochen numerieren. Stöhnend lag er am Boden, und als er sich bewegte, rutschte er durch eine dunkle Öllache. Suko hatte sich noch den Ausweis des Burschen angesehen. Er wollte den Namen später der Polizei bekanntgeben.

Dann rauschte er ab.

Der Chinese kannte London inzwischen sehr gut. Er wußte auch von Abkürzungen, und dennoch dauerte es seine Zeit, bis er in die Nähe seines Ziels gelangte. Der Londoner Abendverkehr hatte gewiß seine Tücken, die Suko erst umgehen mußte.

Anschließend war es eine Erholung, durch ein Gebiet zu brausen, wo ihn kaum ein anderes Fahrzeug störte. Die Dämmerung hatte den Tag bereits verdrängt. Der helle Scheinwerferkegel wanderte über den grauen Asphalt.

Einmal verfuhr Suko sich noch, dann fragte er einen auf dem Feld arbeitenden Bauern, der ihm den richtigen Weg wies. Schon bald fuhr Suko durch Wald. Er mußte auf den Wegen bleiben, deshalb sah er nicht den Mann, der hinter ihm ein Waldstück verließ und hastig die Straße überquerte.

Es war Jason Kongre auf dem Weg zu einem Telefon.

Suko fuhr weiter. Der Weg wurde schmaler, blieb jedoch asphaltiert, und schließlich erreichte der Chinese sein Ziel.

Der Wald lichtete sich kurz vor dem Haus. Suko sah den Platz und auch einen Wagen.

Trotz der starken Dämmerung erkannte er die Wagentype. Es war ein Bentley!

Der Motor der Harley verstummte, als der Chinese anhielt. Suko atmete auf. Sein Freund John Sinclair befand sich also in der Nähe.

Er mußte im Haus sein.

Der Chinese nahm den Helm ab und bockte die Maschine auf. Er zog auch seine Handschuhe aus und lief leichtfüßig auf die Treppe zu. Bevor er einen Fuß auf die erste Stufe setzte, hörte er die Geräusche. Sie waren nicht im Haus aufgeklungen, sondern im Wald.

Und es waren Schreie.

Ausgestoßen von Menschen in höchster Not!

***

Jock Callum zuckte zurück.

Auch er hatte die beiden Wesen gesehen, die die Gruppe umzingelten. Im gleichen Augenblick stöhnte Willie ein letztes Mal auf.

Dann sackte er im Griff der teuflischen Schlange zusammen.

Tot…

Nur wenige Minuten später als seine Freundin war auch Willie gestorben.

Die Schlange ließ ihr Opfer los, und Willie rutschte aus dem Griff.

Verkrümmt blieb er auf dem weichen Waldboden liegen.

»Neiinnnn!« Der spitze Angstschrei einer Frau jagte schrill durch den Wald und riß auch die anderen aus ihrer Erstarrung. Sie alle hatten nur einen Gedanken: Flucht!

In ihrer Panik dachte niemand von ihnen an das Naheliegende. Sie hetzten nicht zu ihren Fahrzeugen, sondern in den Wald hinein, sie wollten den Klauen der unheimlichen Wesen entgehen, damit mit ihnen nicht das gleiche geschah wie mit Gilda oder Willie.

Die schaurigen Wesen nutzten ihre Chance. Sie bekamen mit, wie sich Flüchtende gegenseitig behinderten, und es war die Schlange, die schon einmal getötet hatte, sie machte jetzt den Anfang. Plötzlich spürte Domingo Newton, wie sich etwas über seine Waden ringelte, und mit einem Ruck wurden ihm die Beine unter dem Boden weggerissen. Domingo fiel.

Er konnte seine Arme nicht mehr schnell genug vorstrecken, prallte mit dem Gesicht in Gras und Humus und vergrub es darin.

Mühsam wälzte er sich auf den Rücken. Füße trampelten über ihn hinweg, er hörte die ängstlichen Rufe der anderen und sich auch selbst schreien.

»Bleibt zusammen!« Jock Callum schrie es. Er warder einzige, der sich um Domingo kümmerte.

Callum hatte noch ein Messer bei sich. Er zog es und hieb die Klinge in den Schlangenleib. Da spritzte eine rosafarbene Flüssigkeit, aber so war die Schlange nicht zu töten. Sie schlug nur wild umher, und Callum sah für eine Sekunde das Gesicht nicht weit entfernt.

Seine Hand zuckte vor.

Das Messer traf.

Ein reißender Querschnitt, plötzlich war Newton frei, und Callum riß ihn zur Seite.

»Komm mit, Mensch!«

Die Schlange zuckte ein paarmal, sie peitschte unkontrolliert über den Boden, aber sie verging.

Noch existierte das Gegenstück. Die Frau mit dem Schlangenkopf.

Ihre Hände hielten ein junges Mädchen fest, das mit seiner Kleidung im Gebüsch hängengeblieben war. Als sie merkte, daß die andere Schlange nicht mehr lebte, ließ sie ihr Opfer los, und das Mädchen konnte sich befreien.

Jock Callum zog Domingo auf die Beine. Newton taumelte einfach mit. Er war halbblind vor Angst, und auch Callum fiel es schwer, den Rest von Kaltblütigkeit zu bewahren.

Als die Frau mit dem Schlangenkopf vor ihm erschien, stieß er mit dem Messer zu und traf die Schulter.

Der Stoß trieb das Wesen zur Seite, es sackte in die Knie, und der Kopf pendelte auf und nieder.

Domingo und Jock hatten freie Bahn. Sie brachen durch das Gebüsch, rannten hinter den anderen her, die es geschafft hatten, und sahen aus den Augenwinkeln, wie das Monster mit dem Fliegenkopf hinter einem Baumstamm auftauchte und ihnen den Weg versperren wollte.

Callum trat im Laufen zu.

Das Monster griff daneben, die beiden Männer rannten weiter. Die Angstschreie der anderen wiesen ihnen den Weg, und schon bald

erreichten sie einen schmalen Pfad, der sich durch den dichten Wald schlängelte.
Sehr nah wuchsen die Büsche an den Pfad heran, manchmal auch über ihn, und die zwei Flüchtlinge bahnten sich mit rudernden Armen einen Weg durch das Dickicht.
Wie auch die anderen wußten sie nicht, wo sie hinliefen, sie wollten den Ort des Schreckens nur so rasch wie möglich hinter sich lassen. Brombeergesträuch, besetzt mit kleinen Stacheln und zäh wie Leder, versperrte ihnen den weiteren Weg. Sie brachen hindurch und spürten die Stiche nicht, die ihnen die Dornen auf der Haut beibrachten.
Sie mußten rennen, denn die beiden Wesen hatten längst nicht aufgegeben – sie wollten Beute…

***

Einige Sekunden blieb Suko unbeweglich stehen und lauschte. Er wollte sichergehen, auch keiner Täuschung erlegen zu sein.
Nein, die Schreie wiederholten sich, sie waren echt. Und diesmal hörten sie sich auch lauter an, ein Zeichen für den Chinesen, daß die Menschen inzwischen näher herangekommen waren.
Suko wußte nicht, was die Schreie zu bedeuten hatten. Auf jeden Fall nichts Gutes. Deshalb huschte er vor und suchte hinter dem Bentley Deckung. Von dieser Stelle aus, er schaute dabei quer über den Kofferraum, hatte er auch einen guten Überblick.
Suko hatte die Beretta gezogen. Sollte er eingreifen müssen, wollte er nicht erst noch lange nach der Pistole fingern.
Er schaute zum Waldrand. Dort war schwer etwas zu erkennen.
Das Grau der Dämmerung hatte sich da verdichtet, war zu einem undurchschaubaren Farbton geworden.
Schatten.
Sie kamen aus dem Wald, drängten sich in das Grau hinein, durchliefen es, und Suko sah die schreienden, flüchtenden Gestalten. Es waren Männer und Frauen, aber der Chinese konnte nicht erkennen, wovor sie flohen.
Der Anblick des Hauses mußte auf sie wie eine Rettungsinsel gewirkt haben, denn die Anführer der Gruppe blieben stehen.
Suko löste sich aus seiner Deckung. Bisher war er noch nicht entdeckt worden, die Flüchtenden hatten mit sich selbst zu tun. Sie sprachen heftig aufeinander ein. Jeder wollte etwas sagen, und so kam niemand richtig zu Wort.
Suko hörte jedoch genau zu. Er verstand etwas von schrecklichen Monstern und auch Toten.
Dann kamen noch zwei Nachzügler. Einer war verletzt. Er humpelte und wurde von einem Freund gestützt.
Die beiden beeilten sich, sicherlich waren ihnen die Verfolger dicht

auf den Fersen, und Suko hatte sich auch nicht getäuscht. Er sah die Wesen.

Es waren Gestalten, die irgendwie menschliche Formen aufwiesen, aber Genaues ließ sich im Dämmer des Waldrandes nicht erkennen.

Allerdings mußten es die Personen sein, vor denen die Menschen geflohen waren.

Suko verließ seinen Platz am Bentley und lief auf die ängstlichen Menschen zu. Sie sahen ihn, und eine Frau schrie: »Laufen Sie weg, Mister. Die Monster kommen.«

Suko behielt den Waldrand im Auge und sah dort schattenhafte Bewegungen. »Welche Monster?«

»Die mit dem Fliegenkopf und das andere Wesen mit dem Kopf einer Schlange.«

»Danke«, sagte Suko und machte kehrt.

Jetzt rannte er dem Waldrand entgegen und hörte auch nicht mehr auf die Warnungen.

Die Frau hatte nicht gelogen. Aus dem Dämmer löste sich tatsächlich ein Wesen, dessen Körper nur noch zum Teil eine menschliche Form aufwies. Sein Kopf sah aus wie ein riesiger Fliegenschädel.

Und er sah nicht nur so aus, das war auch einer.

Suko blieb ruhig. Er hatte sich hingekniet und die rechte Hand ausgestreckt. Die Mündung der Beretta folgte den Bewegungen des Monsters.

Der Chinese schoß. Zweimal drückte er ab, denn er wollte sichergehen. Vielleicht zehn Schritte war das Monster mit dem Fliegenkopf entfernt, als die geweihten Silberkugeln es trafen und zurückschleuderten.

Das Wesen riß die Arme hoch. Es geriet ins Taumeln und wirkte plötzlich wie eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte.

Dann brach es zusammen. Da der Weg leicht bergab führte, rollte es noch einmal um sich selbst, bevor es endgültig liegenblieb.

Suko war teilweise zufrieden. Ein Monster hatte er ausgeschaltet, doch die Flüchtenden hatten von zwei gesprochen, und Suko glaubte auch, ein zweites gesehen zu haben…

»Kommen Sie!« schrie ein Mann. »Sie müssen weg! Noch haben Sie Glück gehabt!«

Der Chinese kümmerte sich nicht um die Rufer. Das zweite Monster war für ihn wichtiger.

Nur hatte es sich versteckt. Wenigstens konnte Suko es nicht sehen. Er drehte sich, versuchte dabei, mit seinen Blicken die dunkelgraue Dämmerung zu durchdringen und glaubte, dicht an der Fahrerseite des Bentley eine Bewegung wahrzunehmen.

Steckte dort sein Feind?

Ein paar Schritte nur trennten Suko von dem Wagen. Die hatte er

rasch zurückgelegt und bemerkte, daß er wirklich keiner Täuschung erlegen war.

Das Monster hielt sich in der Tat dort auf. Es hatte Deckung gesucht, um heimtückisch und aus dem Hinterhalt zuschlagen zu können. Sein Schatten fiel auf den Weg.

Schatten?

Suko dachte nach. Dämonen warfen an sich keinen Schatten. Das gehörte zu den Eigenarten der meisten Schwarzblütler. Sollte er es hier unter Umständen nicht mit einem magischen Wesen zu tun haben?

Suko kam nicht mehr dazu, weiter über das Phänomen nachzudenken, denn das Wesen bewegte sich. Es drehte sich um, denn es schien gemerkt zu haben, daß auch in seinem Rücken ein Feind lauerte.

Deutlich sah der Chinese den Schlangenkopf auf dem Körper des Monsters.

Ein schauriges Abbild, eine Mutation, die vor ihm stand.

Es war ein breiter Kopf, breiter als der Schädel einer normalen Schlange. Das mutierte Wesen hatte das Maul aufgerissen, die Zunge glitt hervor wie eine Peitsche. Die normalen Menschenarme schwangen vor und zurück, Suko deutete dies als ein Zeichen des Angriffs.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Überrascht war er von der Schnelligkeit, mit der das unheimliche Wesen sich bewegte. Es wollte Suko anspringen, doch der Chinese wich geschickt aus, drehte seinen Arm und schoß.

Die Kugel traf genau.

Bevor die schaurige Mutation zuschlagen konnte, wurde sie von dem Geschoß gestoppt. Sie drehte sich einmal im Kreis, peitschend zuckte die gespaltene Zunge vor und zurück, dann kippte das Wesen zur Seite und blieb liegen.

Tot…

Suko atmete auf. Er drehte sich um und schaute sich zuerst die Mutation mit dem Fliegenkopf an.

Groß war seine Überraschung, als er feststellte, daß es sich nicht aufgelöst hatte. Wieder ein Beweis für ihn, keinen Schwarzblütler vor sich zu haben. Auf der Brust des Wesens sah er einen dunklen nassen Fleck.

Das zweite Monster bot das gleiche Bild. Es war zwar tot, aber es hatte sich nicht aufgelöst.

Tief holte Suko Atem. Seine Gedanken rasten. Was hatte das alles zu bedeuten? Wieso waren die Wesen entstanden? Wer zeichnete sich dafür verantwortlich? Kongre? Wenn er sich im Haus befand, mußte er die Schüsse gehört haben. Warum hatte er sich nicht gezeigt? Und

weshalb war John Sinclair nicht gekommen?

Fragen, auf die der Chinese gern eine Antwort gewußt hätte, denn sie brannten ihm auf der Seele.

Zunächst jedoch wurde er von anderen mit Fragen bestürmt.

Bis einer sich mit lauter Stimme Ruhe verschaffte und Suko berichtete, was im Wald vorgefallen war und daß dort zwei Tote lagen.

Der Chinese hörte dem Mann, der sich als Jock Callum vorgestellt hatte, genau zu.

Danach hatte er ein paar Fragen. »Sind das die einzigen Wesen, die Sie gesehen haben?«

»Ja, Mister. Obwohl da noch eine Sache ist, die wir alle nicht verstehen.«

»Welche?«

»Willie Burns, unser Torhüter, hat noch davon gesprochen, daß er eine Fliege mit einem Menschenkopf gesehen hat. Er hat das Insekt aber getötet.«

»Und die Schlange mit dem Menschenkopf?« forschte Suko.

Callum hob die Schultern. »Ich habe sie zumindest verletzt. Vielleicht ist sie daran gestorben, denn ich zielte mit dem Messer auf das Gesicht.«

Suko nickte. »Wir wollen es hoffen.«

»Was haben Sie denn vor?« wurde Suko gefragt.

»Reden wir erst einmal von Ihnen«, erwiderte der Chinese lächelnd. »Betreten Sie auf keinen Fall das Haus, sondern entfernen Sie sich so weit wie möglich davon.«

Die Blicke der Menschen wandten sich unwillkürlich nach rechts, als Suko das Haus erwähnt hatte.

Still, einsam lag es vor ihnen. Doch jeder spürte wohl die Bedrohung, die von diesem Gemäuer ausging, und manchem lief eine Gänsehaut über den Rücken.

»Wollen Sie denn das Haus allein betreten?« fragte Callum.

»Ja.«

»Aber das ist zu gefährlich, Mister.«

»Es ist mein Job«, erklärte Suko.

»Sind Sie Polizeibeamter?«

»So ähnlich.«

Mit dieser Antwort gab sich Jock Callum zufrieden. Und auch die anderen hatten nichts mehr einzuwenden. Da sie den Weg nicht kannten – sie waren einen anderen gekommen –, erklärte Suko ihnen, wie sie zu laufen hatten. Sie sollten die Straßen nehmen, die er auch gefahren war.

Die Leute waren einverstanden. Zum Grillplatz traute sich bei Dunkelheit keiner mehr hin. Lieber wollten sie ihre Wagen

stehenlassen.

Letzte, scheue Blicke trafen den Chinesen. Da war niemand, der ihn um seine Rolle beneidete. Freiwillig würde keiner seinen Fuß über die Schwelle des Hauses setzen.

Suko wartete noch, bis die Leute in der Dunkelheit verschwunden waren, dann gab er sich einen Ruck und schritt geradewegs auf das düster wirkende Gemäuer zu…

***

Stille umfing den Chinesen, als er die Schwelle hinter sich liegen hatte. In der rechten Hand hielt er die Beretta. Er rechnete mit dem Auftauchen weiterer Mutationen und blieb erst einmal in der Halle stehen.

Leer lag sie vor ihm. Er war das einzige Lebewesen. Doch seine Gegner konnten sich überall versteckt halten. In den oberen Etagen und auch im Keller.

Der Keller war das Stichwort für Suko. Irgend jemand, alles sprach dabei für Kongre, hatte die Mutationen ja erschaffen. Da dies nicht durch Schwarze Magie geschehen war, mußte er eine andere Methode gefunden haben.

Suko konnte da nur raten, und er rechnete damit, daß dies auf wissenschaftlicher Basis durchgeführt worden war. Für so etwas brauchte man Geräte, Apparaturen, und der Chinese nahm nicht an, daß er diese Dinge in den oberen Etagen finden würde. Da kam ihm der Keller schon eher gelegen.

Zuerst einmal suchte er den Eingang. Einige Minuten vergingen, bis Suko den schmalen Gang mit der Tür fand, von wo aus es in den Keller ging.

Er schritt die Treppe hinab.

Kein Laut war zu hören. Die Stille kam ihm schon unheimlich vor.

Sie war nicht natürlich, denn normalerweise hörte man immer irgendwelche Geräusche.

Spannung hatte den Chinesen erfaßt. Er hatte die Hälfte der Treppe hinter sich gebracht, als er das Geräusch vernahm. Es hörte sich an, als hätte jemand gegen irgendein Metallstück geschlagen, und dann vernahm Suko auch das Stöhnen, das in einem schluchzenden Laut endete.

Er sah den Gang. Am Ende der Treppe lief er zu beiden Seiten weg. Suko hatte nicht herausfinden können, aus welcher Richtung das Geräusch aufgeklungen war, er rechnete jedoch damit, im Keller die gewissen Räumlichkeiten zu finden, die nötig waren, um schreckliche Experimente durchzuführen.

Vor der ersten Treppenstufe wartete er. Sollte er nach rechts gehen oder nach links?

Er entschied sich für rechts und erreichte bereits nach wenigen Yards einen Raum, dessen Tür offenstand.

Auf der Schwelle blieb der Chinese stehen.

Er schaute in ein Chaos!

Umgestürzte Käfige, zerbrochenes Glas, Holz- und Metallteile, ein wirres Durcheinander. Und mitten darin sah Suko die toten Mutationen.

Kugeln hatten sie getroffen und ihnen ein unseliges Ende bereitet.

Da lagen ein Hund mit einem Menschenkopf sowie ein Mensch mit einem Hundeschädel. Auch eine Frau mit einem Fliegenschädel sah Suko. Sie trug ein grünes Gewand. Jetzt lag sie tot am Boden.

Der Chinese schüttelte sich. Er konnte viel vertragen, doch was er hier zu sehen bekam, das erreichte bereits die Grenze seiner Nervenkraft.

Durch die Nase holte er Luft. Daß Kongre die Wesen nicht erledigt hatte, war ihm klar. Wer aber hatte sie dann erschossen? Dafür kam eigentlich nur einer in Frage.

John Sinclair.

Und ausgerechnet er war verschwunden.

Suko drehte sich um und verließ die unheimliche Stätte. Er passierte die Einmündung der Treppe und ging auf eine Tür zu, die ebenfalls nicht geschlossen war.

Sein Herz klopfte schneller. Suko, der sonst immer so beherrscht war, hatte Mühe, seine Erregung zu unterdrücken. Er ahnte, daß ihm etwas Schreckliches noch bevorstand, und er spürte plötzlich ein Gefühl der Beklemmung. Es legte sich wie ein unsichtbarer Reif um seine Brust.

Dann hatte er die Tür erreicht. Er stieß sie weiter auf, damit sein Blick in den Raum fallen konnte.

Im ersten Augenblick war der Chinese erleichtert, weil er keine Mutationen fand – weder tot noch lebendig.

Er sah eine Konsole. Sie stand versetzt zwischen zwei Käfigen, von denen der linke leer war.

In dem rechten jedoch befand sich ein Mensch.

Er schaute Suko an.

Der Mann trug Johns Kleidung. Die dunkle Jacke, die Hose, das Hemd, ja, das alles gehörte John Sinclair. Suko kannte die Kleidungsstücke genau.

Aber der Mann war nicht John Sinclair!

Auf den Schultern saß ein anderer Kopf, dessen Gesichtsausdruck voller Qual war…

***

Ein schrecklicher Verdacht keimte in dem Chinesen auf. Ein Verdacht, der so schlimm war, daß ihm schwindlig wurde. Er dachte

an die Mutationen, an die vertauschten Körper und Köpfe, und Suko glaubte plötzlich, verrückt zu werden.

Hatte dieser Satan namens Jason Kongre mit John Sinclair den gleichen Versuch angestellt wie mit den anderen Menschen?

Alles wies darauf hin!

»John?« Suko hauchte den Namen und machte einen Schritt in das Labor hinein.

Der andere fühlte sich angesprochen. »Das bin ich nicht!«

»Wer sind Sie?«

»Al Bennet!«

»Kongres Assistent?«

»Ja.«

»Und wo ist John Sinclair?«

Da hob der Mann die Schultern. »Ich kann es nicht sagen. Alles ist so grausam, so schrecklich. Jason Kongre hat mit uns Versuche angestellt, ich wollte aussteigen, er hat mich aber gepackt. Ich…«

»Was ist geschehen?« Suko wollte endlich Klarheit haben. »Reden Sie!«

Da nickte der Mann mit John Sinclairs Körper. »Es ist so schlimm, daß ich es kaum…«

»Reden Sie, schnell. Vielleicht haben wir nicht viel Zeit. Wenn Kongre zurückkehrt…«

»Er ist weggefahren«, erklärte Al Bennet. »Doch zuvor hat er seine schrecklichen Versuche an uns vorgenommen…« Bennet schluchzte auf, und dann hörte der Chinese eine Geschichte, die unglaublich klang, aber dennoch den Tatsachen entsprach …

***

Da stand Suko!

Mein Gott, er war gekommen. Ich sah ihn genau. Seine Gestalt blieb auf der Türschwelle stehen, die Blicke glitten durch den Raum, er mußte mich doch sehen, jetzt schaute er zum Käfig hin, da fiel mir ein, daß ich kaum zu erkennen war, nicht größer als eine Wespe, und wer achtete schon darauf?

Ich löste mich von meinem Platz und flog aufgeregt in meinem Gefängnis hin und her. Ungeheuer groß kam der Chinese mir vor, und jetzt hatte er auch den Mann mit meinem Körper gesehen.

Ich flog an die Seite des Gitters und krallte mich dort fest. Jedes Wort wollte ich mitbekommen, und ich hoffte, daß Suko richtig reagierte.

Gleichzeitig dachte ich über meinen Zustand nach. Er war schlimm. Nie hatte ich so etwas Grausames durchgemacht. Sogar meine Existenz als Werwolf war nicht so schrecklich gewesen wie dieser Zustand hier, wo mein Kopf verkleinert war und auf dem Körper einer Wespe saß.

Wenn es wirklich keine Möglichkeit mehr geben sollte, dann würde ich Suko um eins bitten.

Mich zu töten!

Ja, er konnte mich dann zertreten, denn für mich hatte es keinen Sinn, so weiterzuleben.

Die beiden unterhielten sich. Suko erfuhr die Geschichte von Al Bennet. Er berichtete ihm auch, welch ein schreckliches Experiment Kongre durchgeführt hatte und daß meine Atome sich ebenfalls aufgelöst und an einer anderen Stelle wieder zusammengefügt hatten.

Welch ein Grauen…

»Und wo ist John Sinclair?« Der Chinese stellte die alles entscheidende Frage.

»Im anderen Käfig!« erwiderte Bennet.

Suko drehte den Kopf.

Jetzt, jetzt mußte er mich doch sehen. Ich öffnete den Mund, schrie so laut ich konnte, der Chinese hörte es nicht.

»Ich sehe keinen«, sagte er statt dessen.

Für mich brach eine Hoffnung zusammen.

Da übernahm Al Bennet wieder das Wort. »Er ist klein, sehr klein. Sein Kopf sitzt auf dem Körper einer Wespe!«

Suko zuckte zusammen. Pfeifend löste sich sein Atem. Der Chinese schwankte, als hätte er einen Schlag erhalten. Jegliches Blut wich aus seinem Gesicht, und die Haut wurde bleich wie eine frisch gekalkte Wand.

»Was sagen Sie da?« flüsterte er.

Al Bennet wiederholte seine Worte.

Suko begann zu zittern. Sein Mund öffnete sich, er brachte keinen Ton hervor, das Grauen war wie ein großes Tuch über ihn gefallen und hielt ihn umklammert.

Angst, die reine Angst beherrschte ihn, und sehr, sehr langsam drehte er den Kopf, als hätte er Furcht davor, das bewiesen zu bekommen, was ihm Al Bennet gesagt hatte.

Suko schaute auf den zweiten Käfig. Sein Blick flackerte, das konnte ich erkennen, der rechte Arm war nach unten gesunken, die Mündung der Beretta wies zu Boden.

Auch ich schaute ihn an.

Er mußte mich doch sehen, wieder schrie ich, aber ich wußte nicht, ob ihn diese Schreie auch erreichten.

Grauenvolle Sekunden vergingen, in denen niemand von uns ein Wort sprach.

Al Bennet, dessen Körper von mir getötet worden war, unterbrach das Schweigen.

»Sehen Sie ihn?«

Suko gab keine Antwort. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn. Mit einer

fahrigen Bewegung wischte er ihn weg. Dann hob sich seine Brust unter einem tiefen Atemzug, so etwas wie Entschlossenheit kehrte in sein Gesicht zurück, und Suko machte sich bereit, auch die letzten Schritte zu gehen.

Er kam auf mich zu…

Mein Gott, welch eine Situation. Ich hing als Wespe mit einem Menschenkopf im Maschendrahtgitter, war zu einem winzigen Monster geworden, und nun kam einer meiner besten Freunde auf mich zu, um mich zu suchen.

Noch größer wurde seine Gestalt. Ich konnte bald nichts mehr sehen, denn die Sichtperspektive verkleinerte sich. Nur noch Suko sah ich. Drohend und gewaltig kam er mir vor, ein Riese, dem bald die Wahrheit präsentiert würde.

Er blieb stehen.

Einen Schritt vor meinem Käfig hatte er angehalten, um sich zu bücken. Wahrscheinlich hatte er mich längst entdeckt, jetzt wollte er mich genau sehen.

Suko ging in die Knie.

Eine atemlose Stille hatte sich über diesen Raum des Schreckens gelegt, ich wartete zitternd, und dann sah ich das Gesicht des Chinesen dicht vor dem Maschendraht.

Übergroß erschien es mir. Dabei breit und gefährlich aussehend.

Man konnte Angst bekommen, wenn man so klein war wie ich. Die Lippen wirkten wie eine rötliche Schlucht mit zwei Wänden. Groß wie Höhlen kamen mir Sukos Nasenlöcher vor, und als er den Mund öffnete, sah ich seine Zähne wie weiße Felsen schimmern.

Die Lippen bewegten sich. Atem traf mich, ließ mich zittern, und ich vernahm einen geflüsterten Namen.

»John?«

In dieser einen Frage lag alles, was Sukos Innerstes erfüllte. Angst Mitleid, Hoffnung…

Ich schwieg.

Plötzlich war ein Gefühl in mir, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Eine schreckliche Leere und Hoffnungslosigkeit, und das Teuflische daran war, daß ich noch denken und fühlen konnte, denn mein Gehirn war nicht ausgeschaltet.

»Suko!«

Ich sagte seinen Namen, hatte ihn herausgeschrien, und der Chinese zuckte zusammen, wobei sich seine Augen weiteten.

Er hatte mich verstanden!

»John, mein Gott, du bist es. Ich sehe dein Gesicht, kann es erkennen… O nein …« Der Chinese schloß die Augen. Die Qual war zu groß geworden.

Dann sah ich, wie er um mich weinte. Er konnte seine Tränen einfach

nicht mehr zurückhalten. Die Angst und die Hoffungslosigkeit mußten sich irgendwie eine Bahn verschaffen, das Gefühl des ungeheuren Schmerzes überwältigte meinen Partner, und auch in mir tobten die Empfindungen.

Ich wollte etwas sagen, eine Bitte formulieren, einen Wunsch, doch kein Wort drang über meine Lippen. Zu groß war das Entsetzen.

Dann sagte Suko etwas. »Er hat es gemacht, nicht?«

»Ja!« Wieder mußte ich die Antwort schreien, um verstanden zu werden.

»Wo ist er jetzt? Weißt du es?«

»Er will telefonieren.« Ich strengte mich an. »Er hat bereits mit Marvin Mondo zusammengearbeitet und will ihm die Erfindung überlassen.«

Das war ein Schlag für Suko. Nicht nur, daß er mich hilflos sah, die Eröffnung, die Mordliga wieder im Spiel zu wissen, deprimierte den Chinesen noch mehr.

»Wann kommt er zurück?«

»Ich weiß es nicht, aber sicherlich nicht allein. Er will Verstärkung holen, wie auch Mondo, der sich mit Logan Costello zusammengeschlossen hat, wie ich hörte.«

»Was können wir tun?« fragte Suko.

Diese Frage erinnerte mich wieder an meinen erbarmungswürdigen Zustand. »Ich kann nichts tun, Suko. Du vielleicht, aber sieh mich doch an…«

Gequält verzog sich das Gesicht meines Freundes. »Gibt es denn kein Zurück mehr?«

Ich schwieg.

Natürlich hatte ich hin und her überlegt, ob es nicht noch eine Chance gab. Zahlreiche Möglichkeiten hatte ich durchdacht, als ich allein gewesen war, und eine war quasi in meinem Gehirn hängengeblieben.

Man hatte mich in dieses kleine Monster verwandelt. Durch den Austausch von Atomen, und ich glaubte plötzlich fest daran, daß sich dieser Vorgang auch wieder rückgängig machen ließ. Nur eine Schwierigkeit gab es dabei.

Al Bennet!

Konnte ich es wirklich auf mich nehmen, Al Bennets Leben zu zerstören, um meines zu retten?

Nie zuvor hatte ich mich in so einer Zwickmühle befunden! Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte. Man kann nicht einfach ein Menschenleben gegen das andere aufrechnen. Jedes ist gleich wichtig, ob der eine nun Millionär war oder in den Slums lebte.

Suko schien gespürt zu haben, was in meinem Kopf vorging. »Du weißt etwas, nicht?«

»Ja.« Da Bennet mich nicht hören konnte, sagte ich es meinem Partner.

Der Chinese nickte. Ich wartete auf seine Antwort, und er ließ sich Zeit damit. Schließlich meinte er: »Ich habe sicherlich über das gleiche Problem nachgedacht wie du, John, und ich frage mich dabei, ob Al Bennet überhaupt noch ein Mensch ist?« Er hatte leise gesprochen, Bennet konnte uns nicht hören.

»Wie meinst du das?«

»Bennet ist nicht mehr er selbst. Es existiert zwar noch sein Kopf, aber der ist mit einem anderen Körper verbunden. Al Bennet ist ebenso eine Mutation wie du oder wie der Mann mit dem Hundeschädel, der erschossen nebenan liegt.«

»Ich habe ihn getötet, weil er mich angriff.«

»Wir sollten es wagen.«

Ich hatte meine Zweifel. Es kostete mich eine ungeheure Überwindung ja zu sagen, und ich brachte das Wort einfach nicht über meine Lippen.

»John, wenn du deine Einwilligung nicht gibst, dann mache ich es allein!«

Suko ließ sich jetzt nicht mehr beirren, ich sah den harten Glanz in seinen Augen, ein Zeichen, daß er sich fest entschlossen hatte, den Plan durchzuführen.

Was sollte ich tun?

»He, ihr beiden!« schrie Al Bennet plötzlich. »Ihr redet über mich, wie?«

Suko drehte sich um. »Es stimmt, Mr. Bennet.«

»Ich weiß, was in euren Köpfen vorgeht, ich weiß es ganz genau. Aber ich lasse mich auf nichts ein. Ich will meinen Körper wiederhaben, ich bekomme ihn zurück, ich…«

»Sie bekommen nichts mehr«, erwiderte Suko.

»Wieso?«

»Weil Ihr Körper nicht mehr lebend existiert. Das Herz hat aufgehört zu schlagen. Man hat ihren Körper erschossen, Mr. Bennet. Sie werden niemals mehr derjenige werden, der sie früher einmal gewesen sind. Damit müssen Sie leben.«

»Nein«, hauchte Bennet. »Nein, verdammt!« Er klammerte seine Hände um den Maschendraht. »Sagen Sie, daß es nicht stimmt. Sie haben gelogen. Gelogen…!« brüllte er, und seine Stimme überschlug sich dabei.

Suko wartete, bis er sich ausgetobt hatte. »Mr. Bennet, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!«

Der Assistent schluchzte auf. »Wer? Wer hat mich erschossen? Welches Schwein…?«

»Es war John Sinclair!«

Al Bennet schluckte. Schwer saugte er die Luft ein. Dabei drehte er den Kopf und schaute zu meinem Käfig. »Stimmt das?« flüsterte er, »stimmt das wirklich?«

»Ich sehe keinen Grund, Sie anzulügen, Mr. Bennet.«

Al Bennet, der so viel Schweres durchgemacht hatte, verkraftete es nicht. Er sank plötzlich zusammen. Am Maschendraht rutschte er entlang und blieb auf dem metallenen Boden des Käfigs sitzen, wo er den Kopf senkte und sein Gesicht in beide Hände vergrub.

Suko ließ ihn in Ruhe. Er wußte wie auch ich, welcher Kampf in diesem Mann tobte. Al Bennet mußte eine Entscheidung treffen, die praktisch seinen endgültigen Tod zur Folge hatte.

Nach einer Weile ließ er die Hände sinken und drehte den Kopf.

Suko konnte erkennen, daß sein Gesicht verquollen und gerötet war.

Mit kaum zu verstehender Stimme sprach er die nächsten Worte:

»Ich habe mich entschieden, Mister.«

»Und?«

»Nehmen Sie… nehmen Sie den Rücktausch vor!«

Sekundenlang sprach niemand. Suko und vor allen Dingen mir fiel ein dicker Stein vom Herzen. Bennet hatte sich für uns entschieden, und er half sogar noch weiter.

»Ich werde Ihnen sagen, was Sie zu machen haben«, erklärte er dem Chinesen, »gehen Sie an das Schaltpult.«

Suko gehorchte. Jetzt lag mein Schicksal allein in Al Bennets Hand.

Er konnte uns auch reinlegen, mich vernichten, aber daran glaubte ich nicht mehr. Bennet hatte Schluß gemacht, hätte er mich sonst angerufen?

Er wiederholte noch einmal seine Angaben, dann wandte er sich an mich. »Leben Sie wohl, Mr. Sinclair, und legen Sie Kongre das Handwerk. Er ist ein Verbrecher, schlimmer als der Satan. Und vielleicht denken Sie irgendwann einmal an mich…«

Mich trafen die Worte hart. Reden konnte ich nicht, er hätte mich auch nicht verstanden.

»Tun Sie es jetzt, verdammt!« schrie Al Bennet dem Chinesen zu.

Und Suko reagierte…

***

Ein Lichtbogen entstand.

Grell entlud er sich über und zwischen den Käfigen. Ich hatte mich an dem Maschendrahtgitter festgeklammert und schaute nach oben.

Das letzte, was ich mit meinen Blicken noch mitbekam, war das Verlöschen des Lichtbogens.

Danach fiel ich in die absolute Dunkelheit, mein Körper wurde von den unheimlichen Kräften zerrissen, die Elementarteile lösten sich auf, mit Bennet geschah das gleiche, und innerhalb der hohen Spannung

begannen die Atome mit ihrer Wanderschaft.

Suko hatte sich auf Anraten Bennets eine dunkle Schutzbrille aufgesetzt. Er schaute trotzdem nicht direkt in den Lichtbogen, sondern stand am Pult und hielt den Blick gesenkt. Innerlich fieberte er und zitterte. Würde der Austausch glatt über die Bühne laufen? Schaffte es diese immense Kraft?

Der Lichtbogen brach zusammen.

Ein leises Summen, ein letztes Knistern – es war vorbei. Tief atmete Suko ein. Die Luft schmeckte irgendwie anders. Unter den hohen Energien hatte sich ein Teil des Sauerstoffs in Ozon verwandelt, das merkte auch Suko.

Er nahm die Brille ab.

Fast wagte er nicht, den Blick zu heben. Dann mußte er es tun, wollte sich Gewißheit verschaffen.

Er schaute auf den rechten Käfig.

Dort lag ein Mann.

John Sinclair.

Der echte!

***

»Johnn!« Sukos Ruf erreichte zuerst meine Ohren, als ich benommen den Kopf hob und feststellte, daß ich auf dem Boden des Käfigs hockte.

Als völlig normaler Mensch. Der Atomaustausch war glatt über die Bühne gelaufen.

Ich öffnete die Augen.

Mit einem gewaltigen Sprung stand Suko an der Käfigtür, rüttelte daran, doch sie war abgeschlossen.

»Verdammt, es fehlt der Schlüssel!« fluchte er.

Die Tür war zu stabil. Die bekam auch ein Mann wie Suko nicht auf. Aber er wußte sich zu helfen. In einem Schubkasten in der Konsole fand er Werkzeug, unter anderem auch einen Schraubenzieher, mit dem er die oberste Deckplatte des Käfigs abschrauben konnte.

Suko holte sich einen Stuhl, stellte sich darauf und begann mit seiner Arbeit.

Fast zehn Minuten mußte ich noch zittern, dann nahm mein Freund die Platte ab.

»Komm hoch, John.«

Meine Schuhspitzen fanden am Maschendraht Halt. Ich kletterte über die Verkleidung und sprang zu Boden. Suko fing meinen Fall noch ab. Ich drehte mich um, wir schauten uns an, und im nächsten Augenblick lagen wir uns in den Armen.

Und verdammt noch mal, beiden von uns saß ein Kloß in der Kehle, denn sprechen konnten wir nicht.

»Danke«, sagte ich. »Das vergesse ich dir nie.«
»Hör auf, John, du hättest das gleiche getan.« Suko atmete tief ein und drehte sich um.
Ich wußte, wohin er wollte und blieb an seiner Seite. Beide schauten wir in den zweiten Käfig, und beide sahen wir das gleiche Bild. Eine Wespe mit einem Menschenkopf, dazu ein Gesicht, auf dem all die Trauer, der Schmerz und die Todesahnung lag, die ein Mensch nur empfinden konnte.
Der kalte Schauer lief über meinen Körper, als ich die feine, kaum zu verstehende Stimme hörte.
»Viel Glück, Männer, viel Glück. Und tut mir einen Gefallen. Tötet mich!«
Suko und ich schauten uns an. Synchron schüttelten wir die Köpfe.
Nein, das konnten wir beide nicht.
Wir wandten uns ab. Eine Lösung würde sich vielleicht finden lassen. Dann verließen wir den Keller, in dem so viel Schreckliches passiert war.
Das Gerät blieb unbeschädigt zurück. Ich würde es auch nicht zerstören lassen, es mußte nur an einen sicheren Platz geschafft werden, damit Typen wie Solo Morasso es nicht in die Hände bekamen, denn die würden gnadenlos ihre neugewonnene Macht ausspielen.
Nebeneinander schritten wir die Treppe hoch, und nebeneinander betraten wir auch die Halle.
Die Haustür hatte Suko bei seinem Eintritt nicht verschlossen. Sie stand noch offen. Deshalb hörten wir auch das Geräusch eines anfahrenden Autos.
»Sie kommen zurück«, sagte Suko und zog seine Waffe.
Ich tat es ihm nach…

***

Logan Costello hatte tatsächlich gespurt und Marvin Mondo einen Lastwagen überlassen, auf dessen Ladefläche die Geräte verstaut werden konnten.
Auf der Fahrt zum Haus hatten sie Jason Kongre getroffen und ihn mitgenommen.
Sie waren jetzt zu viert.
Marvin Mondo, Jason Kongre und zwei finstere Killertypen, die Costello abgestellt hatte, und die sich auf ihre Maschinenpistolen verließen.
Der Lastwagen hatte Mühe, die schmalen Wege hochzukommen, doch der Fahrer bekam ihn immer unter Kontrolle und schaffte die Strecke ohne größeren Zeitverlust.
Die Scheinwerfer des Wagens wirkten wie gewaltige Glotzaugen.

Helle Lichtbahnen fielen über den Platz und streiften auch das Haus. Es erwies sich nun als Vorteil, daß Suko seine Harley jenseits des Bentley geparkt hatte, so daß die Maschine vor den Lichtspeeren geschützt war.

Der Fahrer lenkte den Lkw in eine enge Kurve und stoppte so, daß sein Auto mit der Schnauze dem Eingang zugewandt war.

Sie hatten zuvor alles besprochen. Jason Kongre sollte aussteigen und sich im Haus umschauen. Wenn er alles normal vorfand, würde er den anderen Bescheid geben.

Kongre öffnete die Tür. Er sprang aus dem Wagen und lief die restlichen Schritte auf das Haus zu, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Im gleichen Augenblick erschienen zwei Männer in der Eingangstür.

Suko und ich!

***

Wir sahen uns zur gleichen Zeit.

Jason Kongre stoppte mitten im Lauf. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut und Haß. Die Faust stieß er in die Luft, und dann heulte er einen Fluch.

»Wenn Sie eine dumme Bewegung machen, Kongre, schieße ich!« drohte ich ihm an.

Der verbrecheriche Wissenschaftler duckte sich. Ich schaute über ihn hinweg, sah den Lastwagen und eine schattenhafte Bewegung hinter der Frontscheibe.

Einen Herzschlag später blitzte es orangerot vor dem Fenster auf, etwas splitterte, und dann hörten wir schon das häßliche Tack-Tack der Maschinenpistolen.

»Deckung!« brüllte ich.

Mit Hechtsprüngen schafften wir es, uns einigermaßen sicher ins Haus zu werfen. Die langen Kugelgarben hackten über den Boden, prallten gegen die Treppenstufen, hieben in die Tür, die Mauer, und dann heulte der Wagenmotor auf.

Und einen Schrei vernahmen wir.

Ich riskierte es, robbte vor und zog die Tür weiter auf. Der Lastwagen fuhr weg. Er nahm nicht einmal den Weg, sondern raste quer durch die Büsche, aber ich sah einen Mann, der schwankend auf den Beinen stand und dann schwer auf die Treppe fiel.

Jason Kongre!

Uns hatten die heimtückischen Killer erschießen wollen, doch sie erwischten Kongre. Mehrere Kugeln hatten ihn getroffen. Für mich grenzte es an ein Wunder, daß er überhaupt noch lebte. Als ich bei ihm stand, drehte er sich auf die Seite.

Sein Gesicht war verzerrt. »Du hast es geschafft, Sinclair, verdammt,

du hast es geschafft. Aber du wirst meine Erfindung nicht kriegen. Keiner soll sie bekommen. Keiner…«

Er öffnete seine rechte Faust. Ich sah einen schmalen flachen Kasten auf dem Handteller liegen und wußte genau, was er darstellte.

Bevor ich ihn dem verbrecherischen Wissenschaftler entreißen konnte, hatte Kongre bereits einen Kontakt ausgelöst.

Noch in der gleichen Sekunde erfolgte die Explosion. Wir hörten das dumpfe Wummern, Staub quoll aus dem Keller, Wände brachen, und Suko verließ hastig das Haus.

Jason Kongre, der geniale, aber doch so verbrecherische Wissenschaftler, hatte sein Lebenswerk selbst zerstört. Und mit ihm war auch sein Assistent gestorben. Für Al Bennet war es bestimmt das beste gewesen, und ich war, ehrlich gesagt, froh dabei, daß es diese teuflische Erfindung nicht mehr gab…

***

Eine Fahndung nach dem Lastwagen blieb erfolglos. Marvin Mondo war entkommen, aber er hatte sein schreckliches Ziel nicht erreichen können.

Das war wichtig.

Der Fall hatte Tote gekostet – leider. Eine Spezialeinheit von Scotland Yard übernahm die Untersuchungen. Auch die Mutationen wurden weggeschafft.

Es hatte einige Zeugen gegeben. Die Freunde aus dem Fußballclub wurden dazu vergattert, kein Wort an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Sir James persönlich nahm sich die Menschen vor. Sie würden schweigen, da war ich mir sicher.

Ich hielt mich bei dem Trubel im Hintergrund. Irgendwie war mir schwermütig zumute. Diesmal war es wirklich um Haaresbreite gegangen. Die Methoden unserer Gegner wurden immer teuflischer und raffinierter, und ich fragte mich, ob wir es überhaupt noch schaffen konnten.

Sir James Powell hatte ich noch gar nichts von meiner Verwandlung gesagt. Ich würde es auch lassen, und Suko konnte ebenfalls schweigen.

Diese Sache ging nur uns beide etwas an…

ENDE